

Als der Meister starb

Der Hexer, #2

by Wolfgang Hohlbein, 1953–

Veröffentlicht: 1984



Das Meer war glatt wie ein Spiegel. Während der letzten beiden Stunden war Nebel aufgekommen, und im gleichen Maße, in dem sich die grauen Schwaden zuerst zu wogenden Wolkengebilden und dann zu schweren, träge wie Rauch auf der Wasseroberfläche liegenden Bänken verdichtet hatten, hatte sich das Meer geglättet. Die Wellen waren flacher geworden, und das rhythmische dumpfe Klat-schen, das die Fahrt der LADY OF THE MIST während der letzten vierunddreißig Tage wie ein monotoner Chor begleitet hatte, war leiser geworden und schließlich ganz verstummt.

Jetzt lag das Schiff ohne Fahrt auf der Stelle. Die großen, an vielen Stellen geflickten Segel hingen schlaff von den Rahen, und an Masten und Tauwerk sammelte sich Feuchtigkeit und lief in kleinen glitzernden Bahnen zu Boden. Es war still, eine unheimliche, an den Nerven zerrende Stille, die mit dem Nebel über das Meer herangekrochen war und den schnittigen Viermastersegler einhüllte. Und es war nicht einfach nur Stille, sondern noch etwas Anderes. Ein Gefühl—ich weiß, daß es sich verrückt anhört, aber genau das war es, was ich damals empfand—als hätte der Nebel etwas Fremdes und Feindseliges mit sich herangetragen, das nun auf unsichtbaren Spinnenbeinen an Bord der LADY OF THE MIST kroch und sich in unsere Gedanken und Gefühle schlich.

Der Nebel hatte das Schiff erreicht und eingehüllt, und alles, was weiter als zehn oder zwölf Schritte entfernt war, begann in der dunstigen Feuchtigkeit zu verschwimmen und an Substanz zu verlieren, als wäre es nicht real, sondern nur ein Bild aus einem Traum. Das Knarren und Ächzen des Holzes klang gedämpft, und die Stimmen der Mannschaft wehten wie durch einen dichten, unsichtbaren Schleier zu uns herauf. Das an einer Seite abgerundete Rechteck des Achterdecks erschien mir wie eine winzige, isolierte Insel in einem gewaltigen Ozean aus Grau und erstarrtem Schweigen.

Und es war kalt.

Wir waren am 19. Juni des Jahres 1883 in New York losgesegelt, und wenn ich nicht irgendwo auf dem Atlantik die Übersicht verloren hatte, dann mußten wir jetzt den 24. Juli schreiben. Hochsommer, dachte ich. Trotzdem prickelten meine Hände vor Kälte, und mein Atem erschien als dünne Dampfwolke vor meinem Gesicht, wenn ich sprach.

„Warum gehen Sie nicht in die Kabine, Mister Craven?“ Die Stimme des Kapitäns drang wie von weit her in meine Gedanken; ich hatte Mühe, sie überhaupt als menschliche Stimme zu erkennen und darauf zu reagieren.

„Es ist verdammt kalt hier,“ fuhr Bannermann fort, als ich mich endlich zu ihm umwandte und ihn ansah. In seinem dicken schwarzen Mantel und der Pudelmütze, die er anstelle seiner Kapitänsmütze trug, wirkte er wie ein freundlicher Pinguin. Und irgendwie war er das wohl auch: ein kurzbeiniger, gemütlicher, stets lächelnder Mann, der viel zu sanft und nachsichtig war, um ein Schiff zu kommandieren. Ich hatte nie mit ihm gesprochen, aber ich hatte den sicheren Eindruck, daß er mehr durch Zufall auf diesen Posten verschlagen worden und nicht sehr glücklich damit war.

„Ich möchte lieber hier bleiben,“ antwortete ich nach einer Weile. „Dieser Nebel bereitet mir Sorgen. Sind Sie sicher, daß wir nicht die Orientierung verlieren oder gegen ein Riff laufen?“

Bannermann lachte. Er hatte seinen Schal um das Gesicht geschlungen, und seine Stimme klang nur gedämpft durch die dicke Wolle. Trotzdem spürte ich, daß es ein gutmütiges Lachen war. Für Bannermann und seine Leute waren Montague und ich nichts als zwei Landratten, die Mühe hatten, bei einem Schiff Bug und Heck auseinanderzuhalten. Ich hatte den größten Teil der Reise in seiner Nähe verbracht, und wahrscheinlich war ich ihm gehörig auf die Nerven gefallen. Aber er gab sich wenigstens Mühe, sich nichts davon anmerken zu lassen.

„Wir sind fast dreißig Seemeilen von der nächsten Küste entfernt,“ antwortete er. „Dieser Nebel gefällt mir auch nicht, aber er ist nicht gefährlich. Nur lästig.“ Er

seufzte, trat an mir vorbei an die Reling und blickte aus zusammengekniffenen Augen in die wogenden grauen Schwaden hinaus. „Äußerst lästig,“ fügte er hinzu. „Aber mehr auch nicht.“

Ich schwieg. Es hätte tausend Fragen gegeben, die ich hätte stellen können, aber ich spürte, daß er nicht antworten würde, und so trat ich nur schweigend neben ihn und blickte wie er aufs Meer hinaus, nach Norden, wo unser Ziel lag. Es war etwas Beunruhigendes an diesem Nebel—wenn man lange genug hineinsah, begann man Gestalten zu erkennen: Gesichter und bizarre, seltsam verzerrte Körper, substanzlose Hände, die nach dem Schiff zu greifen schienen. Wäre dieser Nebel nicht gekommen, hätte die LADY OF THE MIST London fahrplanmäßig irgendwann während des nächsten Tages erreicht. Jetzt konnte es gut sein, daß wir eine weitere Nacht auf See verbringen mußten; vielleicht auch mehr, wenn der Nebel nicht wich.

Aber ich hütete mich, irgendetwas von diesen Gedanken auszusprechen. Bannermann hätte mich wahrscheinlich für verrückt erklärt.

„Wirklich, Mister Craven,“ fuhr er fort, ohne mich dabei anzusehen. „Sie sollten unter Deck gehen. Sie können hier sowieso nichts tun—außer sich einen kräftigen Schnupfen einzufangen.“ Er schwieg einen Moment und fuhr, leiser und mit deutlich veränderter Stimme, fort: „Und es wäre mir lieber, wenn jemand bei Mister Montague ist.“ Er sah auf. Zwischen seinen buschigen grauen Brauen grub sich eine tiefe Falte ein. „Wie geht es ihm heute?“

Ich antwortete nicht sofort. Als ich Montague verlassen hatte—vor nahezu vier Stunden, noch vor Tagesanbruch—hatte er geschlafen. Er schlief sehr viel, und obwohl sich sein Zustand nicht besserte, wirkte er in den wenigen Stunden, die er wach war und mit mir oder Bannermann reden konnte, überraschend klar und von scharfem Verstand. Es war etwas Seltsames an diesem Mann.

„Unverändert,“ sagte ich nach einer Weile. „Das Fieber steigt nicht weiter, aber es geht auch nicht zurück. Es wird Zeit, daß wir ihn zu einem guten Arzt bringen.“ Bannermann nickte. „Ich lasse sämtliche Segel setzen, sobald dieser verfluchte Nebel gewichen ist. In vierundzwanzig Stunden sind wir in London, und eine Stunde später ist er in einer Klinik.“ Er lächelte mit einem Optimismus, den keiner von uns beiden wirklich noch empfand. „Sie werden sehen,“ fügte er hinzu, „daß er in einer Woche wieder auf den Beinen und guter Dinge ist.“ Er lächelte abermals, drehte sich mit einem Ruck um und bildete mit den Händen einen Trichter vor dem Mund, um irgendein Kommando über das Deck zu brüllen. Hoch oben in der Takelage reagierten ein paar seiner Matrosen darauf und begannen emsig hin und her zu kriechen. Ich wußte nicht, was sie taten, und es interessierte mich auch nicht. Die LADY OF THE MIST war das erste Schiff, auf das ich in meinem Leben einen Fuß gesetzt hatte, und es würde wahrscheinlich auch das letzte sein. Ich habe Schiffe nie gemocht, und das Meer mit seiner Weite und Einsamkeit flößte mir Furcht ein. Sicher, ich war dreitausend Meilen von meiner Heimat entfernt, und die einzige Möglichkeit, jemals dorthin zurückzukehren, war nun einmal ein Schiff. Aber ich war mir noch gar nicht so sicher, ob ich überhaupt irgendwann nach Amerika zurückkehren würde.

Ich verdrängte den Gedanken, sah Bannermann noch eine Zeit lang zu, wie er seine Matrosen über das Deck scheuchte, und wandte mich dann um. Die Kälte begann allmählich mehr als nur unangenehm zu werden, und ich verspürte ein

verräterisches Kratzen im Hals. Bannermann hatte wohl recht—ich würde mich nur erkälten, wenn ich länger an Deck blieb. Aber unsere Kajüte war geheizt, und ein kräftiger Grog würde den Rest besorgen.

Die ausgetretenen Stufen knarrten hörbar unter meinem Gewicht, als ich die kurze Holztreppe zum Deck hinabstieg. Das Geräusch erschien seltsam gedämpft, und wieder fiel mir die sonderbare Stille auf, die sich über dem Schiff ausgebreitet hatte. Ich blieb stehen, nickte einem vorübereilenden Matrosen grüßend zu und trat—ohne eigentlich so recht zu wissen, warum—abermals an die Reling.

Das Meer war verschwunden. Die verkrustete Bordwand der LADY OF THE MIST schien anderthalb Meter unter mir in einer grauen Wolkenmasse zu verschwinden, und ein seltsamer, nicht einmal direkt unangenehmer Geruch wehte von der Wasseroberfläche herauf. Nicht der Salzwasseratem des Meeres, den ich nach vierunddreißig Tagen schon gar nicht mehr bewußt wahrnahm, sondern etwas Anderes, vollkommen Fremdes. Ich legte die Hände auf die Reling, beugte mich vor und versuchte, wenigstens einen Schimmer der Wasseroberfläche zu sehen, aber der Nebel war zu dicht. Es war absurd: Das Schiff hieß LADY OF THE MIST—*Herrin des Nebels*—aber im Moment war es seine Gefangene.

Als ich mich umwandte, glaubte ich eine Bewegung zu erkennen: ein kurzes, rasches Zucken, als griffe etwas ungeheuer Großes und Massiges aus der grauen Masse, etwas, das grün und glitzernd und mit winzigen schillernden Schuppen bedeckt war. Ich erstarrte. Von einer Sekunde auf die andere begann mein Herz zu hämmern, so schnell, daß mir trotz der Kälte der Schweiß ausbrach. Die Erscheinung verging so rasch, wie sie gekommen war, und ich war mir nicht einmal sicher, ob ich wirklich etwas gesehen hatte, oder ob mir meine überreizten Nerven nur einen Streich spielten.

Und trotzdem verspürte ich in diesem Moment eine Furcht, wie ich sie noch nie in meinem Leben gefühlt hatte.

Meine Hände zitterten noch immer, als ich die niedrige Tür im Achteraufbau öffnete und zu unserer Kajüte hinabstieg.

Die Kabine war dunkel und eng, und die Luft roch schlecht; wie es eben in einem fensterlosen Raum riecht, der viel zu klein für zwei Menschen ist und in dem zudem noch seit annähernd fünf Wochen ein Kranker liegt. Eine winzige, rußende Petroleumlampe schaukelte an einem Draht unter der Decke, und Bannermann hatte—fürsorglich, wie er nun einmal war—einen kleinen Tonkrug mit wohlriechenden Kräutern, den er weiß-Gott-wo aufgetrieben haben mochte, auf das schmale Wandregal neben der Tür stellen lassen. Aber auch er vermochte den muffigen Geruch, der sich in den Wänden eingenistet hatte, nicht vollends zu vertreiben. Wie fast immer, wenn ich hier herunter kam, hatte ich das Gefühl, nicht mehr richtig atmen zu können.

Und wie immer, wenn ich diesen Gedanken dachte, überfiel mich fast sofort ein schlechtes Gewissen. Montague konnte nichts dafür, daß er krank war. Und er war sehr gut zu mir gewesen, obwohl ich es nun wirklich nicht verdient hätte.

Leise trat ich an das schmale, an der Wand verschraubte Bett, beugte mich über den Schlafenden und betrachtete sein Gesicht. Es hatte sich nicht verändert, weder zum Guten noch zum Schlechten. Seine Wangen waren noch immer grau und eingefallen, und unter den großen, in den letzten Tagen vom Fieber trübe ge-

wordenen Augen lagen tiefe schwarze Ringe. Und es faszinierte mich noch immer so wie beim ersten Mal, als ich es gesehen hatte.

Ich erinnerte mich gut an jenen Tag, an jede Minute und jedes Wort, ja, jeden Blick, den er mir bei unserem ersten Zusammentreffen zugeworfen hatte, obwohl seither mehr als sechs Monate vergangen und so viel geschehen war. Ich war damals ein anderer, und das meine ich ganz genauso, wie ich es sage. Bannermann und seine Matrosen hätten den Mann, der ich damals gewesen war, nicht einmal erkannt, wenn er plötzlich neben mir gestanden hätte. Ich war vierundzwanzig, arm und abenteuerlustig (was nichts anderes bedeutete, als daß ich die Hälfte der acht Jahre, die ich in New York gelebt habe, in den dortigen Gefängnissen verbrachte) und lebte von Gelegenheitsarbeit. Jedermann, der das New Yorker Hafenviertel kennt, weiß, was das bedeutet—nämlich, daß ich auch ab und zu einen ahnungslosen Fremden, der sich nach Dunkelwerden in diese Gegend verirrt, um Geldbörse und Schmuck erleichterte. Nicht, daß es mir Spaß gemacht hätte: Ich bin nicht kriminell, und Gewalt ist mir zuwider. Aber es gibt einen Teufelskreis in den großen Städten an der Ostküste, aus dem man nicht mehr herausfindet. Als ich nach New York kam, war ich sechzehn und hatte außer den sechsundneunzig Einwohnern von Walnut Falls, dem Kaff, in dem ich geboren und aufgewachsen bin, noch keine Menschenseele gesehen. Die Tante, bei der ich groß geworden bin (es war nicht wirklich meine Tante, sondern einfach eine grundgütige Frau mit einem großen Herzen, die sich meiner annahm, nachdem meine Eltern mich bereits als Säugling ausgesetzt hatten), war gestorben, und ihre gesamte Hinterlassenschaft bestand aus sieben Dollar, einem winzigen silbernen Kreuz an einer Kette und einer Fahrkarte nach New York. In dem Brief, den sie ihrem Testament beifügte, erklärte sie mir, daß sie hoffte, ich würde in der großen Stadt mein Glück machen und ein anständiger Bursche werden.

Gute Tante Maude! Sie mochte die liebenswerteste Frau sein, die jemals gelebt hat, aber von den Menschen verstand sie nichts. Vielleicht wollte sie auch einfach nicht glauben, daß die Welt schlecht ist.

Aber sie ist es, und ich brauchte nur ein paar Tage, um es herauszufinden. Die sieben Dollar waren bald aufgebraucht. Für einen Burschen vom Lande wie mich gab es in der Stadt kaum eine Arbeit, und schließlich blieb mir nichts anderes übrig, als zu stehlen und mich einer der Jugendbanden anzuschließen, deren Revier die Hafengebiete der Stadt waren. Ich schlief unter den Kais, arbeitete, wenn ich etwas fand, und stahl, wenn ich nichts fand. Jetzt, im Nachhinein, ist es mir ein Rätsel, wie es mir gelungen ist, aber irgendwie konnte ich mich während der gesamten acht Jahre meiner zweifelhaften Karriere von allen wirklich schweren Verbrechen fern halten; wenn meine Kameraden einen größeren Einbruch begingen oder gar ein Mord geschah (auch das kam vor), war ich nie dabei.

Und trotzdem wäre ich wahrscheinlich über kurz oder lang in einem Zuchthaus oder am Galgen gelandet, wenn ich nicht Randolph Montague getroffen hätte.

Randolph Montague, der Hexer. Ich habe erst später erfahren, daß man ihn so nennt. Als ich ihn das erste Mal traf, stand er mit dem Rücken zu mir in einer lässigen Pose, die seiner eleganten Kleidung und seiner distinguierten Erscheinung widersprach, gegen den Pfahl einer Gaslaterne gelehnt und hatte eine seiner dünnen schwarzen Zigarren im Mundwinkel. Und ich lag zwei Schritte hinter ihm im Schutz einer Mülltonne im Dreck und überlegte, wie ich ihn am sichersten be-

wußtlos schlagen konnte, um ihm die Geldbörse abzunehmen. Ich wunderte mich ein wenig, was ein Mann wie er kurz nach Mitternacht in einer so verrufenen Gegend verloren haben mochte, noch dazu allein und offensichtlich unbewaffnet. Er wäre nicht der erste Fremde, der aus falsch verstandener Abenteuerlust alle guten Ratschläge in den Wind schlug und nach Dunkelwerden hier herunter zum Hafen kam, um später auf irgendeiner Cocktailparty erzählen zu können, wie mutig er doch war. Nun, er würde sich wundern, wenn er am nächsten Morgen mit brummendem Schädel und leerer Brieftasche aufwachte.

Vorsichtig richtete ich mich hinter meiner Deckung auf, spähte sichernd die Straße hinab und packte den Sandsack, den ich ihm über den Schädel zu ziehen gedachte, etwas fester. Der Fremde regte sich nicht, sondern paffte weiter an seiner Zigarre und schien darauf zu warten, daß ihm der Himmel auf den Kopf fiel (was er gleich tun würde). Aber ich blieb weiter reglos hocken und wartete. Ich hatte Zeit; die Streife war erst in gut zwei Stunden fällig, und kein Mensch, der seine fünf Sinne beisammen hatte und diese Gegend kannte, hätte sich nach Dunkelwerden hierher getraut. Ich beobachtete ihn fast eine Viertelstunde, ohne daß er sich bewegt hätte. Schließlich schnippte er seine Zigarre fort, nahm eine neue aus einem schmalen silbernen Etui, das er in der Westentasche trug—ich registrierte es genau und fügte der Liste der Dinge, die ich am nächsten Morgen meinem Hehler bringen würde, einen weiteren Posten hinzu—und riß ein Streichholz an.

Und genau in diesem Moment sprang ich vor.

Ich weiß bis heute nicht, wie er es gemacht hat. Eigentlich weiß ich nicht einmal sicher, was er gemacht hat; der Abstand zwischen ihm und mir betrug nicht einmal ganz zwei Schritte, und ich bin sicher, daß ich nicht den geringsten Laut verursacht hatte. Wenn man acht Jahre in den Slums von New York überlebt hat, dann hat man gelernt, sich wie eine Katze zu bewegen—aber das nächste, woran ich mich erinnere, ist, daß ich auf dem Rücken lag, nach Luft schnappte und auf die Klinge des Degens starrte, den Montague mir gegen die Kehle hielt. Und dabei lächelte er immer noch und paffte an seiner Zigarre, als wäre nichts geschehen.

Er hätte mich damals ins Zuchthaus bringen können. Die Gerichte in den Staaten sind verdammt kleinlich—ein sandgefüllter Strumpf wie der, den ich bei mir hatte, gilt mit etwas Pech und einem Richter, der Zahnschmerzen und eine grantige Frau zu Hause hat, bereits als tödliche Waffe, und mein Überfall hätte mir im besten Fall fünf Jahre (und im schlechtesten fünfundzwanzig) eingebracht, hätte Montague mich der Polizei ausgeliefert. Er hätte mich auch auf der Stelle töten können; niemand hätte auch nur eine mißtrauische Frage gestellt.

Aber er tat nichts dergleichen, sondern steckte im Gegenteil seinen Degen ein, half mir auf die Füße—und bot mir mit dem freundlichsten Lächeln der Welt eine Zigarre an.

„Sie haben ziemlich lange gebraucht, um sich zu Ihrem Entschluß durchzurinden, junger Mann,“ sagte er. Es waren die ersten Worte, die er zu mir sprach, und ich werde sie niemals vergessen. Er hatte gewußt, daß ich hinter ihm auf der Lauer lag, die ganze Zeit über, und er hatte nicht den geringsten Versuch gemacht, mich daran zu hindern. Ich ignorierte die Zigarre, die er mir anbot, weniger, weil ich sie nicht mochte, als vielmehr, weil ich viel zu perplex war, um überhaupt einen klaren Gedanken fassen zu können, aber Montague grinste mich weiter an

und fragte mich auf seine schon fast übertrieben höfliche Art, ob ich ihm zu seinem Wagen folgen würde.

Er brachte mich in ein Lokal—einer dieser piekfeinen teuren Schuppen, in denen ein halbes Dutzend Kellner in gestärkten Hemden herumschwirren und ein Glas Wein soviel kostet, wie unsereins in einer Woche verdient—und wir redeten. Zuerst sprach er, aber nach und nach brachte er mich dazu, von mir zu erzählen: von meiner Jugend, dem Ort, in dem ich aufgewachsen bin, Tante Maude, meinem Leben hier in New York—alles. Ich dachte damals, es wäre der ungewohnte Champagner, der meine Zunge löste, aber heute bin ich mir sicher, daß es nur an ihm lag. Ich weiß nicht wie, aber Montague brachte mich dazu, ihm mehr über mich zu erzählen als jemals einem anderen Menschen zuvor. Wir unterhielten uns die ganze Nacht, und als uns der Oberkellner schließlich hinauskomplimentierte, ging draußen bereits die Sonne auf.

Zum Abschied schenkte mir Montague dann sein silbernes Zigarrenetui und fünfzig Dollar.

Ich habe die Geschichte keinem erzählt—es hätte mir sowieso niemand geglaubt—und nach ein paar Wochen begann ich den merkwürdigen Fremden zu vergessen.

Aber viereinhalb Monate später war er wieder da, und diesmal suchte er mich.

Er war verändert. Der Streifen weißen Haares über seinem rechten Auge war breiter geworden, und in seinem Blick lag ein gehetzter, fast angstvoller Ausdruck, den ich nur zu gut kannte. Er wirkte um Jahre älter als in jener Nacht, in der ich ihn zum ersten Mal gesehen hatte.

Was er von mir wollte, war so einfach wie unglaublich: mich. Er erzählte, daß er Amerika verlassen und nach England gehen würde, und er bat mich, ihn zu begleiten, offiziell als sein Sekretär, in Wirklichkeit als eine Art Mädchen für alles: Butler, Koch, Kutscher—und Leibwächter. Der letzte Teil seiner Eröffnung überraschte mich kaum noch. Ich habe den Ausdruck, der damals in seinen Augen stand, oft genug gesehen, um zu wissen, was in Randolph Montague vorging.

Er hatte Angst. Panische Angst.

Ich habe ihn nie gefragt, vor wem er davonlief, weder damals noch während der Überfahrt. Aber ich sagte zu. New York hat mir nie gefallen, und ich stehe auf dem Standpunkt, daß mir Amerika mehr genommen als gegeben hat—die fünfundzwanzig besten Jahre meines Lebens nämlich, die ich in Armut und Not verbracht hatte—und der Gedanke, auf diese Weise vielleicht eine zweite Chance zu bekommen und auf dem Kontinent noch einmal neu anfangen zu können, erschien mir verlockend.

Noch am gleichen Abend gingen wir an Bord des Schiffes, und als die Sonne am nächsten Morgen aufging, waren wir bereits fünfzig Meilen weit draußen auf See...

Ein leises, mühevolleres Stöhnen drang in meine Gedanken. Ich fuhr hoch, stand mit einer fast schuldbewußten Bewegung auf und beugte mich erneut über das Bett. Montagues Lider zitterten, aber er schien das Bewußtsein nicht zurückzuerlangen. Seine Haut glänzte fiebrig, und die Hände unter der dünnen Decke bewegten sich unablässig, als wollten sie etwas packen.

Ein seltsames Gefühl von Hilflosigkeit überkam mich. Montague war in mein Leben gekommen wie der Märchenprinz in das Aschenputtels; er hatte mich im wahrsten Sinne des Wortes aus der Gosse aufgelesen, mir anständige Kleider ge-

geben und versucht, das aus mir zu machen, was Tante Maude als einen „anständigen Burschen“, bezeichnet hätte. Alles, was er dafür verlangte, war meine Hilfe. Und ich konnte nichts für ihn tun. Gar nichts. Selbst das Chinin—das einzige Medikament, über das die Bordapotheke der LADY OF THE MIST verfügte—hatte sein Fieber nicht senken können.

Ich schluckte ein paar Mal, um den üblen Geschmack, der sich auf meiner Zunge eingenistet hatte, loszuwerden, nahm den Wasserkrug vom Regal und befeuchtete ein Tuch, um seine Stirn zu kühlen. Es war nicht mehr als eine Geste, aber die Vorstellung, einfach untätig an seinem Bett zu sitzen und zuzusehen, wie er litt, war mir unerträglich.

Er erwachte, als ich das Tuch auf seine Stirn legte. Seine Haut war heiß; ich erschrak, als ich sie berührte.

„Robert?“ Er öffnete die Augen, aber sein Blick war verschleiert, und ich hatte das sichere Gefühl, dass er mich nicht erkannte. Ich nickte, ergriff seine Hand und drückte sie leicht.

„Ja, Mister Montague,“ antwortete ich. „Ich bin es. Es ist alles in Ordnung.“

„In... Ordnung,“ wiederholte er halblaut. Seine Stimme klang brüchig, wie die eines Greises, und sein Atem roch schlecht. Er schwieg einen Moment, schloß die Augen und hob dann mit einem Ruck wieder die Lider. Diesmal war sein Blick klar.

„Wo sind wir?“ fragte er. Er versuchte sich aufzusetzen, aber ich drückte ihn mit sanfter Gewalt auf das Kissen zurück. „Sind wir in... England?“

„Fast,“ antwortete ich. „Es ist nicht mehr weit.“

Er starrte mich an, schloss abermals die Augen und lauschte. „Das Schiff macht keine Fahrt,“ sagte er nach einer Weile. „Ich dachte, wir... wir wären in London.“

„Es ist nicht mehr weit,“ wiederholte ich. „Wir liegen im Moment fest, aber sobald der Nebel sich gelichtet hat, segeln wir weiter. Morgen Abend erreichen wir London. Dann bringe ich Sie zu einem guten Arzt.“

„Nebel?“ Montague öffnete abermals die Augen, blickte mich einen Moment lang irritiert an und setzte sich halb auf. Diesmal ließ ich es zu. „Sagtest du Nebel?“

Ich nickte.

„Was ist das für ein Nebel?“, fragte er. Seine Stimme klang alarmiert, und in seinen Augen glomm ein Ausdruck auf, der mir ganz und gar nicht gefiel. Für einen winzigen Moment blitzte vor meinem inneren Auge noch einmal das schuppige grüne Ding auf, das ich zu sehen geglaubt hatte, draußen an Deck, und für die Dauer eines Atemzuges verspürte ich noch einmal einen Hauch jener abgrundtiefen Furcht, die die Halluzination in mir ausgelöst hatte.

Aber ich verscheuchte den Gedanken hastig und versuchte, meiner Stimme einen möglichst beiläufigen Klang zu geben, als ich antwortete: „Nichts Besonderes, Mister Montague. Nebel eben. Bannermann sagt, daß das hier in der Gegend ganz normal ist.“ Das war glattweg gelogen, aber ich wollte ihn nicht beunruhigen. Es reichte vollkommen, wenn ich anfang, Gespenster zu sehen.

„Nebel,“ murmelte Montague. Er hob den Kopf und sah zur Decke, und ich hatte das bedrückende Gefühl, daß sein Blick geradewegs durch das massive Holz hindurchging. „Was ist das für ein Nebel?“ fragte er noch einmal. „Wann ist er aufgekommen? Ist etwas Besonderes an ihm?“

„Heute Morgen,“ antwortete ich verwirrt. Ich begriff nicht, worauf er mit seinen Fragen hinauswollte und begann mich insgeheim zu fragen, ob das Fieber bereits seinen Verstand zu umnebeln begann. „Und mir ist nichts Besonderes an ihm aufgefallen. Außer, daß er besonders dicht zu sein scheint.“

Ein leiser Schauer überfiel mich. Es *war* etwas Besonderes an diesem Nebel, und ich war plötzlich gar nicht mehr so sicher, daß ich mir das Ding dort draußen wirklich nur eingebildet hatte. Trotzdem schüttelte ich den Kopf. „Es wird alles gut, Mister Montague. Morgen um diese Zeit sind wir in London, und wenn Sie erst einmal wieder festen Boden unter den Füßen haben, werden Sie schnell gesund.“ Ich versuchte zu lächeln. „Mich macht diese endlose Reise auch ganz krank. Ich...“

Seine Hand zuckte unter der Decke hervor und krallte sich in meinen Arm; so fest, daß ich um ein Haar vor Schmerz aufgeschrien hätte. „Der Nebel, Robert!“ keuchte er. „Ich muß alles über ihn wissen! Wann ist er aufgekommen und aus welcher Richtung? Bewegt er sich? Bewegt sich etwas in ihm?“

Diesmal gelang es mir nicht mehr ganz, mein Erschrecken zu verbergen. „Ich...“

„Du hast etwas gesehen,“ keuchte Montague. „Bitte, Robert, es ist wichtig, für uns alle, nicht nur für mich. Du hast etwas gesehen, nicht wahr?“

Ich versuchte, meinen Arm loszumachen, aber Montague entwickelte erstaunliche Kräfte. Sein Griff verstärkte sich eher noch.

„Ich... bin nicht sicher,“ antwortete ich. „Wahrscheinlich war es nur Einbildung. Diese verdammte Seefahrt macht uns ja alle krank. Wer nach fünfunddreißig Tagen auf diesem Seelenverkäufer nicht anfängt, Gespenster zu sehen, der ist sowieso verrückt.“

Montague ignorierte meine Worte. „Was hast du gesehen?“ fragte er. „Erzähle es mir. Genau!“

Ich zögerte noch immer, aber plötzlich war es wie damals, in jener ersten Nacht—es war etwas in seinem Blick, das mich einfach zwang zu reden.

„Ich... weiß es selbst nicht genau,“ sagte ich stockend. Meine eigene Stimme kam mir wie die eines Fremden vor. „Es war... nur ein Schatten. Etwas... Großes und... Grünes. Vielleicht ein Fisch.“

Montagues Augen schienen zu brennen. Ich spürte, wie sich seine Fingernägel noch fester in den Stoff meiner Jacke krallten und warmes Blut über meinen Arm lief. Seltsamerweise fühlte ich keinen Schmerz. „Etwas Großes,“ wiederholte er. „Überlege genau, Robert—es kann sein, daß unser Leben davon abhängt. Sah es aus wie ein Fangarm? Wie der Arm eines Oktopus?“

„Es... könnte sein,“ antwortete ich. Montagues Worte erschreckten mich mehr, als ich zugeben wollte. „Aber es war... größer.“ Ich schüttelte den Kopf, atmete hörbar ein und machte meinen Arm mit sanfter Gewalt los. „Es war nichts,“ sagte ich noch einmal. „Bestimmt, Mister Montague. Ich... dieser verfluchte Nebel macht mich nervös, das ist alles.“

Er lachte, aber es war ein Laut, der mir einen eisigen Schauer über den Rücken laufen ließ. „Nein, Robert,“ antwortete er. „Das ist nicht alles. Ich... hatte gehofft, England zu erreichen, ehe sie mich finden, aber...“

Finden? Ich verstand nichts mehr, aber irgendwie fühlte ich, daß seine Worte mehr waren als die Fieberphantasien eines Kranken. Es geht mir oft so—ich weiß nicht, ob es eine besondere Begabung oder nur Zufall ist, aber ich spüre fast im-

mer, ob mein Gegenüber die Wahrheit sagt oder nicht. Vielleicht war das auch der Grund, aus dem ich Montague vom ersten Augenblick an vertraut hatte.

„Ich verstehe nicht,“ sagte ich hilflos. „Wer soll Sie finden, und was hat das mit dem Nebel zu tun?“

Er sah mich an, schwieg einen Moment und setzte sich dann ganz auf. Einen Moment lang überlegte ich, ob ich ihn wieder auf das Bett zurückdrücken sollte, dann tat ich das Gegenteil und half ihm.

„Ich muß... mit Bannermann sprechen,“ sagte er. „Gib mir meine Kleider, Junge.“

„Ich kann ihn holen,“ widersprach ich. „Es ist kalt an Deck, und...“

Montague unterbrach mich mit einem schwachen, aber trotzdem entschiedenen Kopfschütteln. „Ich muß hinauf,“ sagte er. „Ich muß... diesen Nebel sehen. Ich brauche Gewißheit.“

Gewißheit? Ich begriff überhaupt nichts mehr, aber ich versuchte auch nicht mehr, ihn von seinem Entschluß abzubringen, sondern half ihm, das schweißdurchtränkte Nachthemd auszuziehen und seine normalen Kleider anzulegen. Ich erschrak erneut, als ich ihn ohne Hemd sah—Montague war niemals ein kräftiger Mann gewesen, sondern von zarter, beinahe knabenhafter Statur und dem hellen Teint des Großstadtmenschen, der sein Haus nur verläßt, wenn es unumgänglich ist. Aber jetzt glich er einem wandelnden Skelett. Sein Körper war ausgezehrt. Die Rippen stachen wie dünne blanke Knochen durch seine Haut, und seine Oberarme waren so dünn, daß ich sie mit einer Hand hätte umfassen können. Er hatte kaum die Kraft, Hemd und Hose anzulegen. Bei Gamaschen und Schuhen mußte ich ihm helfen, weil ihm schwindelig wurde, als er sich zu bücken versuchte. Er bot ein Bild des Jammers. Trotzdem versuchte ich nicht noch einmal, ihn zu überreden, in der Kabine zu bleiben. Eines hatte ich in den fünfunddreißig Tagen, die ich jetzt mit ihm zusammen war, gelernt—nämlich, daß es unmöglich war, Randolph Montague irgendetwas auszureden, was er sich einmal in den Kopf gesetzt hatte.

Die Kälte schlug mir wie eine unsichtbare eisige Kralle ins Gesicht, als ich vor ihm ins Freie trat. Ich fröstelte, zog das dünne Cape, das ich über die Schulter geworfen hatte, enger zusammen und sah mich auf Deck um. Der Nebel war noch dichter an das Schiff herangekrochen und lastete wie eine undurchdringliche graue Mauer jenseits der Reling. Für einen Moment fiel es mir schwer, wirklich zu glauben, daß ich mich an Bord eines Schiffes befand. Um uns war kein Ozean mehr, sondern nur noch eine graue, triste Unendlichkeit, in der allenfalls noch Platz für Furcht war.

„O Gott,“ keuchte Montague. Er trat gebückt hinter mir durch die Tür, blieb stehen und streckte die Hand aus, um sich auf meine Schulter zu stützen. Ich spürte, wie seine Hände zitterten. „Sie sind es,“ flüsterte er. „Es ist... schlimmer, als ich gefürchtet habe.“

Ich sah ihn fragend an, aber er schien mich gar nicht mehr zu bemerken. Sein Blick bohrte sich in die graue Wand, die das Schiff einschloß, und wieder sah ich in seinen Augen diesen Ausdruck von Furcht, den ich schon mehrmals an ihm beobachtet hatte.

„Wo ist... der Captain?“

Ich hob den Kopf, sah zum Achterdeck hinauf und deutete auf Bannermanns untersetzte Gestalt, die sich wie ein tiefenloser schwarzer Schatten gegen den grauen Hintergrund des Nebels abzeichnete.

„Bring mich zu ihm,“ murmelte Montague.

Ich ergriff seine Hand, legte die andere stützend unter seinen Ellbogen und führte ihn behutsam wie ein kleines Kind, das seine ersten zaghaften Gehversuche macht, die steile Treppe zum Achterdeck hinauf. In den Nebelwolken neben dem Schiff begann eine vage, nicht wirklich sichtbare Bewegung, und für einen ganz kurzen Moment glaubte ich ein schweres, unendlich mühsames Atmen zu hören.

„Montague!“

Bannermann hatte uns entdeckt und kam mit weit ausgreifenden Schritten über das feuchtglitzernde Deck auf uns zugeeilt. Auf seinem Gesicht lag ein erschrockener Ausdruck, der aber fast unmittelbar in Zorn umschlug, als er vor uns stehen blieb und mir in die Augen sah. „Craven!“ blaffte er. „Sind Sie vollends von Sinnen? Wie können Sie diesen Mann hier heraufbringen? Er...“

„Es war mein eigener Wunsch,“ unterbrach ihn Montague. Seine Stimme war so leise, daß sie nicht zu hören gewesen wäre, wäre es an Deck nicht so unnatürlich still gewesen. Trotzdem verstummte Bannermann sofort.

„Robert hat mir von diesem Nebel erzählt,“ fuhr er fort. „Und ich mußte ihn sehen.“ Er atmete hörbar ein, blickte an Bannermann und mir vorbei in den Nebel hinaus und ballte die Fäuste. Seine Lippen preßten sich zu einem dünnen Strich zusammen.

„Wie lange geht das schon so?“ fragte er.

Bannermann war sichtlich irritiert. „Was?“

„Der Nebel,“ erwiderte Montague ungeduldig. „Robert sagte, wir liegen seit Morgen grauen fest.“

„Nicht ganz,“ sagte Bannermann. „Der Nebel ist zwei Stunden vor Sonnenaufgang aufgezogen, aber der Wind hat sich erst später gelegt.“ Er überlegte einen Moment. „Drei Stunden,“ sagte er dann. „Vielleicht dreieinhalb.“

„Dreieinhalb Stunden!“ Montague erbleichte noch weiter. „Wir können nicht hier bleiben, Captain,“ sagte er. „Das Schiff muß sofort Fahrt aufnehmen. Wir... sind alle in Gefahr, wenn wir auch nur noch eine weitere Stunde hier liegen.“

Der Blick, mit dem Bannermann ihn maß, sprach seine eigene Sprache. Ich starrte den Captain durchdringend an und versuchte, den Kopf zu schütteln, ohne daß Montague es sah. Bannermann nickte ebenso unmerklich. Er hatte verstanden.

„Ich weiß, was Sie jetzt denken, Captain,“ sagte Montague leise. Er sah auf. „Und du auch Robert—aber ich bin weder verrückt, noch phantasie ich. Ich weiß sehr genau, was ich sage. Das ganze Schiff ist in Gefahr, jedermann hier an Bord. Dieser Nebel ist kein normaler Nebel. Wir müssen hier weg!“

Bannermann antwortete nicht sofort. Auf seinem Gesicht spiegelten sich widerstrebende Gefühle. Montagues Verhalten mußte ihm ebensolche Rätsel aufgeben wie mir; aber wie ich kannte er Montague als einen Mann, der normalerweise nicht mit dem Grauen Scherze trieb. Und vielleicht spürte auch er das Fremde, Bedrohliche, das in diesem Nebel zu lauern schien.

„Selbst wenn ich es wollte,“ antwortete er vorsichtig, „könnten wir keine Fahrt aufnehmen, Mister Montague.“ Er schüttelte den Kopf, um seine Worte zu bekräf-

tigen, und wies mit einer flüchtigen Geste nach oben. Montagues Blick folgte seiner Bewegung. Die Segel hingen schlaff und schwer von Feuchtigkeit, mit der der Nebel sie getränkt hatte, von den Rahen.

„Und es wäre auch viel zu gefährlich,“ fügte Bannermann hinzu. „Diese Suppe ist so dicht, daß ich von hier aus nicht einmal den Bugsteven sehen kann. Ich kann das Schiff nicht blind segeln.“

„Sie begreifen nicht,“ sagte Montague erregt. „Ich meine es ernst, Bannermann! Das ist kein normaler Nebel, und wenn...“

„*Mister Montague*,“ unterbrach ihn Bannermann betont. „Es wäre vielleicht wirklich besser, wenn Sie in Ihre Kabine gingen und in aller Ruhe abwarteten, bis sich das Wetter geklärt hat.“

„Sie glauben, daß ich verrückt bin.“

Bannermann seufzte. „Das steht hier gar nicht zur Debatte, Mister Montague,“ antwortete er, wobei er mir einen fast flehenden Blick zuwarf. Ich zuckte lautlos die Achseln und sah weg. „Ob ich Ihnen glaube, oder nicht—wir können uns gar nicht bewegen. Die *LADY* ist ein Segelschiff, Montague, und ein Segelschiff bewegt sich nun einmal nicht, wenn kein Wind weht. Wir liegen fest.“

„Wir könnten rudern.“

Bannermann verdrehte die Augen. „Das hier ist ein Segelschiff,“ sagte er noch einmal. „Keine Galeere. Wie stellen Sie sich das vor?“

„Es muß gehen,“ beharrte Montague. „Wir haben vier Rettungsboote an Bord, und genügend Männer. Wenn sie die Boote aussetzen und die Männer rudern lassen, dann können sie das Schiff schleppen. Das geht zwar langsam, aber wir kommen von der Stelle!“

Bannermann starrte ihn an. „Das ist nicht Ihr Ernst.“

Montague nickte. „O doch, Captain, ich meine es ernst. Sogar todernst. Ich verlange gar nicht, daß Sie mir glauben. Wahrscheinlich täte ich es auch nicht, wenn ich an Ihrer Stelle wäre. Alles, was ich will, ist, daß Sie die Boote klarmachen und die Männer das Schiff aus diesem Nebel herausschleppen. Ein paar Meilen würden schon genügen. Sie verlieren unsere Spur, wenn wir uns bewegen.“

„Sie sind verrückt,“ entfuhr es Bannermann.

„Vielleicht,“ antwortete Montague ungerührt. „Aber das ist nicht Ihr Problem, Captain. Ich bezahle für die Extraarbeit. Jeder Mann, der ein Boot besteigt und rudert, bekommt eine Prämie von fünfzig englischen Pfund, sobald wir London erreicht haben.“

„Fünf...“ Bannermann schluckte sichtlich. „Wir brauchen zehn Mann pro Boot,“ sagte er. „Das sind zweitausend Pfund, Montague.“

„Ich kann auch rechnen,“ knurrte Montague wütend. „Und mein Geld nutzt mir nichts mehr, wenn ich tot bin.“ Er griff in die Westentasche, winkte mich heran und drückte mir einen winzigen silbernen Schlüssel in die Hand. „Geh in die Kabine, Robert,“ sagte er. „Das ist der Schlüssel zu meiner Kiste. Öffne sie und bring mir die braune Aktenmappe.“ Zu Bannermann gewandt, fügte er hinzu: „Ich habe einen Kreditbrief der Bank of England bei mir, Captain. Wenn Sie darauf bestehen, kaufe ich Ihr Schiff.“

Es war ungefähr das Falscheste, was er in diesem Augenblick tun konnte. Bannermann mochte ein gutmütiger Mensch sein, aber das, was Montague ihm jetzt anbot, hatte ungefähr die Qualität einer Ohrfeige. „Ich glaube, Sie können sich

den Weg sparen, Mister Craven," sagte er gepreßt. „Ich brauche Ihr Geld nicht. Und kein einziger Mann meiner Besatzung wird auf Ihren Wahnsinnsvorschlag eingehen und das Schiff durch diesen Nebel schleppen. Der Nebel wird abziehen, und über kurz oder lang werden wir auch wieder Wind bekommen, Mister Montague. Wir warten.“

Montague wollte widersprechen, aber er kam nicht mehr dazu.

Hinter unseren Rücken erscholl ein heller, platschender Laut; ein Geräusch, als breche etwas mit Urgewalt aus der Wasseroberfläche hervor und fiele gleich darauf zurück; dann ein Schrei, so spitz und gellend, wie ich ihn noch nie zuvor in meinem Leben gehört hatte. Das Schiff erbebte wie unter einem Hieb. Montague, Bannermann und ich fuhren in einer einzigen Bewegung herum.

Der Anblick, der sich mir bot, ließ mich erstarren. Es war kein Schrecken, keine Furcht, sondern etwas anderes, etwas, das viel, viel schlimmer war: eine eisige tödliche Leere, die sich wie eine lähmende Woge über meine Gedanken ergoß. Der Nebel war noch dichter geworden und hüllte jetzt die gesamte vordere Hälfte des Schiffes ein. Aber er war nicht dicht genug, um den Blick auf die Reling zu verdecken. Besser gesagt, auf ein klaffendes Loch am Bootsrand, an dem sich die stabile hölzerne Reling befunden hatte.

Die Bootsplanken waren wie mit einer Säge durchtrennt, und man konnte unschwer die Abdrücke riesiger, monströser Zähne im Holz erkennen. Und der Matrose, der noch vor Sekunden an jener Stelle gestanden hatte, war spurlos verschwunden...

Bannermanns Hände zitterten. Er hatte kein Wort gesprochen, seit wir das Achterdeck verlassen hatten, und selbst jetzt schien er noch Mühe zu haben, seine Fassung nicht vollends zu verlieren. Sein Gesicht war weiß; nicht einfach blaß, sondern weiß.

„Was ist... passiert?“ krächzte er mühsam. Die Frage galt einem der Matrosen, die aus allen Richtungen herbeigeeilt waren und das Loch im Schiffsrumpf in weitem Kreis umstanden.

Der Mann schüttelte nervös den Kopf. „Ich... weiß es nicht,“ murmelte er. Sein Blick flackerte unstill, und in seinen Augen war deutlich Angst zu lesen.

„Verdammt, Mannings. Sie haben doch in der Nähe gestanden, als es passierte!“ blaffte Bannermann. „Sie müssen etwas gesehen haben.“

„Ich... es... es ging zu schnell,“ stotterte Mannings. „Es war plötzlich da und hat nach ihm geschnappt, und dann...“

„Was war plötzlich da?“ fragte Bannermann scharf.

Mannings senkte unsicher den Blick. „Ich weiß es nicht,“ murmelte er. „Ein... ein Ding. Ich konnte es nicht richtig erkennen. Es war wie... wie eine Schlange, aber viel größer und dicker, und... es war grün und... und...“

Bannermann keuchte. „Sie...“

„Lassen Sie ihn, Captain,“ fiel ihm Montague rasch ins Wort. „Der Mann hat recht.“

Bannermann wollte auffahren, aber ein einziger Blick in Montagues Gesicht ließ ihn verstummen. Zwei, drei Sekunden lang hielt er Montagues Blick stand, dann wandte er sich mit einem Ruck um und senkte den Kopf. „Wahnsinn,“ flüsterte er. „Das ist der helle Wahnsinn.“

„Es ist schlimmer, als ich dachte,“ murmelte Montague. Die Worte galten mir, aber ich merkte es erst, als er mich am Arm berührte und mir mit einer Kopfbewegung andeutete, ihm zu folgen.

Ich erwachte wie aus einem Traum. Das furchtbare Geschehen—und vor allem Mannings Worte!—hatte mich gelähmt. *Wie eine Schlange*, hatte er gesagt. *Aber viel größer und dicker... und es war grün.* Was er beschrieb, war genau das, was ich vorhin draußen im Nebel zu sehen geglaubt hatte!

„Robert!“ Montagues Stimme klang warnend, und diesmal riß ich mich zusammen und scheuchte die Gedanken zurück, so gut ich konnte. „Nicht jetzt,“ flüsterte er hastig, als ahne er meine nächste Frage voraus. „Ich erkläre dir alles, aber jetzt ist keine Zeit dazu. Komm mit.“

Weder Bannermann noch einer seiner Matrosen nahm auch nur Notiz von uns, als wir zum Achterbau zurückgingen und Montague die Tür öffnete. Er ging so schnell, daß ich fast Mühe hatte, ihm überhaupt zu folgen. Seinen Schritten war nicht mehr die geringste Spur von Schwäche oder Unsicherheit anzumerken, aber ich registrierte es nur noch, ohne mich darüber zu wundern. Ich fühlte mich noch immer wie betäubt.

Wir erreichten unsere Kabine. Montague drängte sich vor mir durch die Tür, schleuderte seinen Mantel achtlos auf das Bett und streckte fordernd die Hand aus. „Den Schlüssel, Robert.“

Ich gab ihm den kleinen silbernen Schlüssel zurück, den er mir erst vor wenigen Minuten ausgehändigt hatte, trat neben ihn und half ihm, die schwere Seekiste unter dem Bett hervorzuziehen und auf den Tisch zu stellen. Es war nicht das erste Mal. Zu Anfang der Reise, bevor er krank wurde, hatte er die Kiste beinahe täglich geöffnet. Aber es war das erste Mal, daß er mich dabei zusehen ließ. Bisher hatte er mich stets aus dem Raum geschickt und sich eingeschlossen, bevor er den Deckel hochklappte. Und auch diesmal öffnete er ihn nicht gleich, sondern drehte den Schlüssel im Schloss, hob den Deckel eine Winzigkeit an und ließ ihn wieder zurücksinken.

„Ich muß dich um ein Versprechen bitten, Robert,“ sagte er ernst. Ich nickte, schwieg aber weiter, und Montague fuhr nach einer winzigen Pause fort: „Was du jetzt siehst, muß auf ewig dein Geheimnis bleiben. Ganz gleich, was auch geschieht, du darfst niemals über den Inhalt dieser Kiste reden, Robert. Schwöre es mir.“

„Ich schwöre es,“ antwortete ich rasch.

Aber Montague schüttelte den Kopf. „So nicht, Robert,“ sagte er ernst. „Schwöre es bei deiner Seele.“

Unter anderen Umständen hätten die Worte und die Art, in der er sie aussprach, schlichtweg lächerlich gewirkt. Aber jetzt, nach allem, was geschehen war, hatte ich das Gefühl, von einer unsichtbaren eisigen Hand am Grunde meiner Seele berührt zu werden. Plötzlich fror ich.

„Ich schwöre es,“ murmelte ich. „Ich schwöre es bei allem, was mir heilig ist.“

Montague lächelte, aber wie beinahe immer blieben seine Augen ernst. „Dann hilf mir.“

Er öffnete den Kistendeckel, trat zurück und winkte mir mit der Hand, neben ihn zu treten.

Ich wußte nicht, was ich erwartet hatte—aber im ersten Moment war ich enttäuscht. Die Kiste war eine ganz normale Kiste, vollgestopft mit Kleidungsstücken und allerlei Dingen, die man auf einer Reise benötigt. Obenauf lag die braune Aktenmappe, die er vorhin an Deck erwähnt hatte. Aber Montague schenkte weder ihr noch dem restlichen Inhalt irgendeine Beachtung, sondern fuhr mit spitzen Fingern über die Innenseite des Deckels. Ein leises, metallisches Knacken ertönte. Montague nickte zufrieden, vergrub die Hände in der Kiste und hob mit einem Ruck den gesamten Einsatz heraus. Darunter kam ein Geheimfach zum Vorschein, bis auf den letzten Fingerbreit gefüllt mit Büchern, farblosen Glasfläschchen und –gefäßen mit den verschiedenartigsten Substanzen und unterschiedlich großen, ledernen Etais unbekanntem Inhalts. Über allem lag ein dünner, grauer Schleier; wie Staub oder transparente Spinnweben. Montague drückte mir den Koffereinsatz in die Hand, wartete ungeduldig, bis ich ihn auf meinem Bett abgeladen hatte, und winkte mich erneut zu sich heran.

„Das war es, was ich dir zeigen wollte, Robert,“ sagte er. „Ich hätte das Geheimnis für mich behalten, aber es geht jetzt nicht mehr anders. Du mußt mir ein zweites Versprechen geben, Robert. Wenn... ich sterben sollte, dann mußt du den Inhalt dieses Fachs vernichten. Der Schaden, der entstehen könnte, wenn er in falsche Hände geriete, wäre unermesslich.“

„Sterben? Aber...“

„Ich weiß, wovon ich rede, Robert,“ unterbrach mich Montague. „Du hast den Nebel gesehen, und du hast gesehen, was mit dem Matrosen passiert ist.“

„Aber ich verstehe es nicht,“ murmelte ich hilflos.

„Das kannst du auch nicht, Junge,“ antwortete Montague sanft. »Aber ich brauche trotzdem deine Hilfe. Das, was dort oben an Deck geschehen ist, war nur eine Warnung. Ich fürchte, der eigentliche Angriff steht uns noch bevor. Und ich weiß nicht, ob ich allein stark genug bin, ihn abzuwehren.“

„Angriff? Aber wer sollte...?“

„Ich habe Feinde, Robert,“ sagte er leise. „Mächtige Feinde. Ich fürchte, sie sind noch mächtiger, als ich bisher geglaubt habe.“

„Die, vor denen Sie aus New York geflohen sind?“

„Du weißt davon?“

Ich nickte. „Es ist nicht sehr schwer zu erkennen, wenn ein Mann Angst hat,“ sagte ich. „Ich habe es gleich gespürt.“

In seinen Augen erschien ein Ausdruck, der mich noch weiter verwirrte. Es schien, als freue er sich über das, was er soeben gehört hatte. Aber er wurde übergangslos wieder ernst. „Vielleicht finde ich später Zeit, es dir zu erklären, Robert,“ fuhr er fort. „Jetzt muß das Wenige, das du ohnehin weißt, genügen. Ich werde verfolgt, und ich fürchte, ich habe auch dein und das Leben der Männer an Bord dieses Schiffes in Gefahr gebracht. Das Wesen, das du gesehen hast und das den Matrosen getötet hat, wird nicht eher ruhen, bis es seinen Auftrag erfüllt hat.“ Er seufzte, wandte sich um und griff in die Kiste. Als seine Hand durch die graue Staubdecke stieß, schien eine rasche Wellenbewegung durch den Schleier zu laufen, als wäre er flüssig. Aber seine Haut war trocken, als er die Hand wieder zurückzog.

Auf seiner Handfläche lag ein winziges Medaillon. Seine Form erinnerte vage an einen fünfeckigen Stern, war aber gleichzeitig ganz, ganz anders. Ich hatte nie et-

was Derartiges gesehen. Es war, als entzöge sich das Medaillon auf magische Weise jedem Versuch, es genau zu betrachten. Das einzig klar Erkennbare an ihm war ein daumennagelgroßer, blutroter Stein, der wie ein starres Auge in seinem Zentrum eingebettet war.

„Nimm es,“ sagte Montague. „Nimm es und trage es bei dir, bis alles vorbei ist. Es wird dich beschützen.“

Gehorsam streckte ich die Hand aus und nahm das kleine Schmuckstück entgegen. Es war erstaunlich schwer, und als ich es genauer betrachtete und ins Licht hielt, sah ich, dass es aus purem Gold geformt war. Es fühlte sich warm an; warm und auf unbestimmte Weise weich, lebendig.

„Was ist das?“ fragte ich.

Montague beugte sich wieder über seine Kiste und kramte in ihrem Inhalt herum, ohne daß ich genau erkennen konnte, was er tat. „Ein Talisman,“ antwortete er. „Aber auch eine Waffe. Vielleicht die einzige, die uns vor dem Wesen, gegen das wir kämpfen werden, schützt.“ Er richtete sich auf und klappte den Kistendeckel zu. Als er sich umdrehte, entdeckte ich eine dünne goldene Kette um seinen Hals. An ihrem Ende hing ein fünfeckiger goldener Stern; ein genaues Ebenbild des kleinen Talismanes, den ich in der Hand hielt, nur etwa dreimal so groß.

Aber das war nicht die einzige Veränderung, die mit ihm vonstatten gegangen war. Zum ersten Mal seit Wochen war Randolph Montague wieder der Mann, als den ich ihn vor sechs Monaten in New York kennen gelernt hatte. Die tiefen Linien, die die Krankheit in sein Antlitz gegraben hatte, waren verschwunden, seine Haut hatte sich geglättet und wie von Zauberhand wieder einen gesunden, beinahe frischen Farbton angenommen, und auch seine Haltung wirkte deutlich straffer und kraftvoller als noch vor Augenblicken. Und er strahlte Kraft aus. Eine Kraft, die seine Gestalt wie eine unsichtbare Aura umgab.

„Großer Gott!“ entfuhr es mir. „Was... wie haben Sie das gemacht? Das... das grenzt an Zauberei!“

Montagues Lächeln wurde ein ganz kleines bißchen spöttischer, als er auf mich zutrat und mich am Arm berührte. „Es grenzt nicht nur an Zauberei, Robert,“ sagte er leise. „Es ist Zauberei—wenigstens würdest du es so nennen, wenn du es verstehen könntest.“ Und plötzlich wurde er ernst. Sehr ernst. Der Blick seiner Augen war mit einem Male wie Eis. „Ich hätte es dir gern auf andere Weise erklärt, Junge,“ sagte er. „Aber ich fürchte, du wirst alles sehr viel schneller lernen müssen, als gut ist. Mein Name ist nicht Randolph Montague, Robert. Ich bin Roderick Andara. Der Hexer.“

„Der Hexer!“ Ich wußte, daß er die Wahrheit sprach, aber es war das erste Mal in meinem Leben, daß ich diese Gabe verfluchte. Ich hätte in diesem Moment alles darum gegeben, die Augen verschließen und seine letzten Worte einfach vergessen zu können. Randolph Montague, der Mann, der sich wie ein Vater um mich gekümmert hatte und den ich beinahe wie einen solchen liebte—der Hexer!

„Es tut mir leid, Robert,“ sagte er leise. „Ich hätte es dir gerne auf andere Weise gesagt, Später, nachdem du mich besser kennen gelernt hättest. Aber nicht alles, was man über mich erzählt, ist wahr, das mußt du mir glauben.“

„Aber Sie... Sie...“ Ich stockte, senkte verwirrt den Blick und suchte vergeblich nach Worten. Meine Gedanken drehten sich wirr im Kreis. Ich hatte von ihm gehört, so, wie man eben von einem Mann wie ihm hörte, und wenn auch nur ein

Zehntel von dem stimmte, was man sich über den Meister der Schwarzen Magie erzählte, dann stand ich einem Teufel in Menschengestalt gegenüber. Andara war ein Verbrecher, ein Mann, dem man ein Dutzend Morde und eine Unzahl anderer Untaten vorgeworfen, aber niemals irgendetwas hatte beweisen können. Es hieß, daß er mit dem Teufel selbst im Bunde sei, und ich kenne eine ganze Menge Leute, die dies allen Ernstes behauptet haben.

„Sie...“

„Ich habe dich nicht gerne belogen, Robert,“ sagte er sanft. „Aber es mußte sein. Ich habe mächtige Feinde, Robert, und ich mußte meinen Namen ändern, um ihnen zu entkommen. Aber es hat nicht viel genutzt.“

„Dann sind Sie wirklich... wirklich ein Hexer?“ fragte ich mühsam.

Andara blickte mich einen Herzschlag lang ernst an, warf plötzlich den Kopf in den Nacken und begann schallend zu lachen.

„Ich beherrsche eine Anzahl von Tricks, das stimmt,“ sagte er amüsiert. „Und ich habe mein Leben damit verbracht, Dinge zu studieren, die den meisten anderen verborgen bleiben.“

„Aber all die Dinge, die man Ihnen vorwirft, die...“

„Sprich es ruhig aus,“ sagte er, als ich nicht weitersprach. „Die Verbrechen. Ich habe nichts davon getan, Junge, aber die Menschen haben Angst vor meinen Fähigkeiten. Sie haben Angst vor dem, was ich tue, und Angst und Haß sind nahe Verwandte. Sie betrachten alles als feindselig und böse, was sie nicht verstehen.“ Er nickte betrübt. „Es hat lange gedauert, bis ich es begriffen habe, Robert, sehr lange. Aber es war überall das gleiche, wohin ich auch kam. Wenn sie meine Hilfe brauchten, haben sie mich geholt, aber nach einiger Zeit begannen sie mich zu fürchten, schließlich zu hassen. Wenn in einer Stadt, in der ich war, ein Kind starb, wenn eine Frau eine Mißgeburt hatte oder die Ernte vom Hagel vernichtet wurde, dann wiesen sie mit dem Finger auf mich und sagten: Das war der Hexer. Zu Anfang habe ich mich dagegen gewehrt, doch nach einer Weile habe ich es aufgegeben.“ Er lachte, aber es klang bitter. „Ich hatte gehofft, in Europa meinen Frieden zu finden, aber es sieht so aus, als ob mir mein Fluch folgt, wohin ich auch gehe. Vielleicht kann man seinem Schicksal nicht davonlaufen.“

Jemand klopfte an die Tür. Montague—Andara!—zuckte erschrocken zusammen, verbarg mit einer raschen Bewegung die Kette mit dem goldenen Stern unter seinem Hemd, trat an mir vorbei und schob den Riegel zurück. Auf dem nur unzureichend erhellten Korridor stand ein Matrose. Mannings, wie ich nach wenigen Sekunden erkannte.

„Der... der Captain schickt mich,“ begann er unsicher. „Er möchte Sie sehen, Mister Montague.“ Sein Blick wich dem Andaras aus. Er trat nervös auf der Stelle und schien nicht so recht zu wissen, was er mit seinen Händen anfangen sollte. „Er fragt, ob... ob Sie zu ihm aufs Achterdeck hinaufkommen können.“

„Warum kommt er nicht hierher?“ fragte ich, aber Andara winkte hastig ab.

„Laß nur, Robert,“ sagte er. „Ich muß sowieso hinauf an Deck. Sei so gut und gib mir Mantel und Stock.“

Ich gehorchte, hängte ihm das dünne schwarze Cape über die Schultern und nahm den schlanken Spazierstock, unter dessen silbernem Knauf sich die Klinge des Degens verbarg, den ich selbst schon an der Kehle gefühlt hatte, aus dem Koffereinsatz. Ohne ein weiteres Wort folgten wir Mannings an Deck.

Bannermann erwartete uns bereits ungeduldig. Er hatte seinen schweren Wollmantel gegen eine schwarze Öljacke getauscht, die ihm zwar kaum Schutz vor der Kälte bot, in der er sich aber besser bewegen konnte. Ich sah, daß er eine Pistole im Gürtel stecken hatte. Und auch die Matrosen, die in kleinen Gruppen auf dem Deck herumstanden, leise miteinander redeten oder einfach verbissen in den Nebel hinausstarrten, waren bewaffnet—ein paar mit Gewehren, die meisten mit Messern oder Beilen, einige auch mit Enterhaken oder langen Belagnägeln. Trotz des Ernstes der Situation mußte ich ein Lächeln unterdrücken. Die Männer erinnerten mich an Kinder, die sich vorgenommen hatten, Pirat zu spielen.

Aber das Gefühl der Heiterkeit verflog sofort, als ich an Bannermann vorbei sah und den Nebel erblickte. Obwohl ich es nicht mehr für möglich gehalten hatte, war er noch dichter geworden, und die Stille, die ihn begleitete, hatte jetzt etwas Erstickendes.

„Montague,“ begann Bannermann übergangslos. „Ich muß mit Ihnen reden.“ Zwischen seinen Brauen entstand eine Falte, als wir uns ihm näherten und er sah, wie gesund und kräftig der Mann, um dessen Leben er und ich noch vor wenigen Stunden gezittert hatten, plötzlich war. Aber er verlor kein einziges Wort darüber. „Sie wissen mehr, als Sie bisher zugegeben haben,“ behauptete er plötzlich. „Sie wissen, was den Mann getötet hat, nicht?“

Andara sah ihn ernst an, drehte sich halb um und blickte aus zusammengekniffenen Augen über das Deck zu der herausgebissenen Stelle, die im Nebel nur noch ein großer, finsterer Schatten war.

„Ja,“ antwortete er nach sekundenlangem Zögern. „Jedenfalls fürchte ich es. Aber ich kann es Ihnen jetzt nicht erklären,“ fügte er hinzu, bevor Bannermann Gelegenheit hatte, etwas zu sagen. „Ich wäre so oder so zu Ihnen gekommen, Captain. Wir müssen hier verschwinden. Das Schiff muß sofort Fahrt aufnehmen. Was gerade passiert ist, war nur der Anfang, Bannermann. Dieses Ding wird weiter töten, wenn wir hierbleiben.“

„Aber ich kann es nicht!“ beehrte Bannermann auf. Sein Zorn hatte etwas Hilflloses, und für einen Moment tat er mir leid. Ich wußte, wie schwer es war, sich gegen Andara durchsetzen zu wollen. „Ich weiß nicht, was dieser verdammte Nebel zu bedeuten hat, und wenn ich ehrlich sein soll, dann beginne ich allmählich wieder an den Klabaftermann zu glauben, aber das Schiff kann *sich nicht bewegen*, Montague!“

„Dann müssen wir rudern.“

Bannermann stieß einen komisch klingenden Laut aus. „Rudern? Sie glauben doch nicht im Ernst, daß auch nur einer meiner Männer einen Fuß in eines der Boote setzen wird, solange dieses Monster dort draußen ist? *Sie haben doch gesehen, was mit Gordon passiert ist!*“

„Ich werde sie schützen,“ sagte Andara. „Ich weiß, daß es gefährlich ist, aber wir haben keine andere Wahl. Keiner Ihrer Männer wird London lebend erreichen, wenn wir das Schiff nicht von der Stelle bewegen können.“

„Wissen Sie, wie viel die LADY wiegt?“ fragte Bannermann. Seine Stimme zitterte. „Es ist so gut wie unmöglich, ein Schiff dieser Größe mit nur vier Booten zu schleppen. Und die Männer werden sich weigern. Sie haben Angst, Montague!“

Andara schwieg einen Moment, aber der innere Zweikampf, der sich hinter seiner Stirn abspielte, war deutlich in seinem Gesicht zu lesen.

„Wahrscheinlich haben Sie recht“, murmelte er schließlich. »Aber vielleicht gibt es noch eine andere Möglichkeit. Lassen Sie die Boote bereit machen, Captain. Und schicken Sie Ihre Männer in die Rahen.“ Er lächelte dünn. „Es kann sein, daß wir bald Wind bekommen.“

Bannermann starrte ihn verdutzt an, aber Andara gab ihm keine Gelegenheit, irgendetwas zu sagen. Er fuhr herum, eilte mit weit ausgreifenden, federnden Schritten die Treppe zum Achterdeck hinauf und blieb zwei Schritte vor der hinteren Reling stehen. Bannermann blickte ihm kopfschüttelnd nach.

„Was ist mit ihm?“ flüsterte er. „Ist er verrückt geworden?“

„Das wohl am allerwenigsten,“ antwortete ich. „Sie sollten tun, was er sagt, Captain. Ich glaube, wenn uns noch jemand hier herausholen kann, dann er.“

Bannermanns Blick nach zu urteilen, begann er nun auch an meinem Verstand ernsthaft zu zweifeln. Trotzdem drehte er sich nach sekundenlangem Zögern um und begann die Matrosen mit erhobener Stimme hin und her zu scheuchen. Von einer Sekunde auf die andere breitete sich eine hektische, nervöse Aktivität auf dem Deck aus: Männer kletterten geschickt wie Affen die Masten hinauf und begannen ihre Plätze in den Rahen einzunehmen, andere liefen zu den Booten, zerrten die Schutzplanen herab und begannen die Ketten der Davids straffzuziehen, wieder andere standen scheinbar untätig herum, starrten in den Nebel und fingerten nervös an ihren Waffen. Es waren die Männer mit den Gewehren, die nicht arbeiteten, und ich begriff, daß Bannermann alle Vorbereitungen getroffen hatte, das Ungeheuer würdig zu empfangen, sollte es noch einmal angreifen. Aber irgendetwas sagte mir, daß Gewehrkugeln und Äxte nicht viel nutzen würden.

Mein Blick glitt zum Achterdeck und suchte Andara. Der Hexenmeister war wenige Schritte vor der Reling stehen geblieben und zur Reglosigkeit erstarrt. Seine Hände waren erhoben und wiesen in einer erstarrten, beinahe beschwörend wirkenden Geste in den Nebel hinaus.

„Was tut er?“ flüsterte Bannermann.

Ich winkte hastig ab und sah weiter konzentriert zum Achterdeck hinauf. Andara rührte sich nicht, aber ich spürte einfach, wie irgendetwas dort oben vorging. Etwas, das nicht mit normalen menschlichen Sinnen wahrzunehmen war.

Und dann begann sich der Nebel zu bewegen.

Zuerst langsam und fast unmerklich, dann immer schneller trieben die grauen Schwaden auseinander. Die lichtschluckende Mauer, die die LADY OF THE MIST gefangen hielt, riß auf, und zum ersten Mal seit Stunden berührte das Licht der Sonne wieder das Deck. Die Kälte verschwand wie ein böser Spuk, und plötzlich spürte ich den kühlen Hauch des Windes auf der Haut.

Bannermann keuchte überrascht. Aber er reagierte so schnell, wie man es von einem guten Kapitän erwarten konnte. „Segel setzen!“ brüllte er. „Steuermann—Kurs zwei Strich backbord!“

Ein tiefes, mahlendes Geräusch lief durch den Rumpf des Viermastseglers. Ich spürte, wie die LADY unter meinen Füßen wie aus einem tiefen, betäubenden Schlaf erwachte, als der Wind zunahm und sich die Segel an den Rahen strafften. Der Hauptmast ächzte hörbar unter dem Druck, der plötzlich auf ihm lastete und den er an den Schiffsrumpf weitergeben mußte. Der Nebel trieb weiter auseinander, zerfaserte zu dünnen Streifen und löste sich mit phantastischer Geschwin-

digkeit auf. Eine Welle schlug klatschend gegen den Rumpf und zerstob zu weißer Gischt, dann eine zweite, dritte...

„Bannermann!“ Andaras Stimme drang wie von weither in meine Gedanken. „Die Boote! Schnell! Der Wind wird nicht lange anhalten!“

Ein seltsames Gefühl von Schwäche überkam mich. Das Schiff begann vor meinen Augen zu verschwimmen, und meine Beine schienen mit einem Male nicht mehr in der Lage, das Gewicht meines Körpers zu tragen. Ich wankte, griff haltsuchend nach dem Mast, verfehlte ihn und wäre gestürzt, wenn Bannermann nicht gedankenschnell zugegriffen und mich aufgefangen hätte.

„Craven!“ keuchte er. „Was ist mit Ihnen?“

Ich schüttelte schwach den Kopf, befreite mich aus seinen Armen und lehnte mich gegen den Mast. Mein Herz jagte, als wäre ich meilenweit gelaufen, und obwohl ich noch immer vor Kälte zitterte, brach mir am ganzen Leib der Schweiß aus.

„Es ist... nichts,“ sagte ich mühsam. „Ein Schwächeanfall, mehr nicht. Es geht schon wieder.“ In Wirklichkeit fühlte ich mich sterbenselend. Hätte ich mich nicht an den Mast lehnen können, wäre ich abermals gestürzt.

„Robert! Geh in das Boot! Schnell!“ Es fiel mir schwer, Andaras Worten zu folgen. Das Schiff bewegte sich noch immer vor meinen Augen, als betrachtete ich es durch fließendes Wasser, und das Klatschen der Wellen hallte seltsam verzerrt in meinen Ohren wider. Trotzdem stemmte ich mich gehorsam hoch, drehte mich herum und wankte auf eines der Rettungsboote zu.

Die Matrosen saßen bereits an ihren Plätzen, sechs Mann in jedem Boot, viel zu wenige, um die LADY nennenswert von der Stelle bewegen zu können, aber alles, was Bannermann entbehren konnte. Die Davids bewegten sich quietschend; eines der Boote löste sich aus seiner Halterung, schwebte, von vier armdicken, rostigen Ketten gehalten, eine Handbreit über die Reling und senkte sich langsam auf die Wasseroberfläche herab.

Es erreichte sie nie.

Das Meer barst in einer plötzlichen Explosion aus Wasser und weißer, schaumiger Gischt auseinander. Etwas ungeheuer Großes und Massiges wuchs wie ein schwarzgrüner Berg neben dem Schiff empor, bäumte sich mit einem gewaltigen Urschrei auf und versank wieder im Meer. Das Schiff bebte. Eine drei Meter hohe Flutwelle traf seine Flanke wie ein Hammerschlag, spülte brüllend über die Reling und riß die Matrosen von den Füßen. Auch ich strauchelte, schlug schmerzhaft irgendwo mit dem Hinterkopf auf und griff blindlings um mich. Für einen Moment drohte ich das Bewußtsein zu verlieren. Eine unsichtbare Riesenfaust packte mich, preßte mich mit gnadenloser Kraft gegen das Deck und trieb mir die Luft aus den Lungen. Ich versuchte zu schreien, bekam den Mund voll Wasser und schluckte instinktiv. Die LADY OF THE MIST stöhnte wie unter Schmerzen. Irgendwo splitterte Holz, und durch den blutigen Schleier vor meinen Augen sah ich, wie das Boot, das bereits außerhalb des Schiffes an seinen Ketten hing, mit gnadenloser Kraft angehoben und gegen die Reling geschmettert wurde. Das armdicke Holz zersplitterte wie ein Span. Die Männer im Innern des Bootes wurden wie Spielzeugfiguren durcheinandergeschleudert; einer schrie auf, ruderte hilflos mit den Armen und kippte in einer grotesk langsamen Bewegung über

Bord. Mit einem lautlosen Schrei versank er in den kochenden Fluten, um nie wieder aufzutauchen.

Ich hustete, spuckte Salzwasser und bittere Galle aus und versuchte, mich auf Händen und Knien hochzustemmen. Das Schiff legte sich in einer schwerfälligen Bewegung auf die Seite, krägte einen Moment bedrohlich über und richtete sich zitternd und stöhnend wieder auf. Die Erschütterung schmetterte mich abermals zu Boden. Hoch oben im Wald der Masten zerbrach etwas. Holz, Segeltuch und Tauwerk regneten wenige Meter hinter mir auf das Deck herab, als ich mich zum zweiten Mal hochstemmte.

Aber das Chaos war noch nicht vorüber.

Im Gegenteil. Es begann erst.

Zum zweiten Mal brach das Meer auf, unmittelbar unter und neben dem Boot, das über der zersplitterten Reling schaukelte. Ein halbes Dutzend unterarmstarker, peitschender Tentakel zuckte aus dem schaumigen Wasser, richtete sich wie ein zitternder Wald schleimig-grüner Schlangen auf und tastete mit blinden, suchenden Bewegungen umher.

Die Männer im Boot begannen zu schreien. Die grünen Schuppenarme näherten sich der winzigen Pinasse, fuhren mit kratzenden, schabenden Geräuschen über das Holz und tasteten nach ihren Insassen. Einer von ihnen stemmte sich hoch, schlug mit einer verzweifelten Bewegung den Tentakel, der sich um seine Beine schlingen wollte, beiseite, und versuchte mit einem Sprung das Schiff zu erreichen, aber der furchtbare Angreifer war schneller. Ein zweiter Fangarm zuckte vor, packte den Mann mitten im Sprung und riß ihn mit einer brutalen Bewegung zurück. Wie eine angreifende Schlange wickelte er sich um seinen Leib und zog ihn dann unter Wasser. Das Meer kochte dort, wo er versunken war, und die Blasen, die sprudelnd an die Oberfläche brachen, waren plötzlich rosa.

Die Tentakel hatten sich wie eine gewaltige, vielfingrige Hand um das Boot geschlossen, ein kriechender, lebender Käfig, der die Pinasse und die Männer, die in ihr gefangen waren, gepackt hielt und langsam, aber mit ungeheurer Kraft, zu drückte. Ich sah, daß sich die grünen Schuppen an zahllosen Stellen geteilt hatten. Darunter kamen dünnlippige, mit rasiermesserscharfen Zähnen versehene Haifischmäuler zum Vorschein.

Ein Schuß krachte. Das Geräusch ließ mich herumfahren. Die ganze schreckliche Szene hatte sich in weniger als einer Sekunde abgespielt, aber ich hatte das Gefühl, dem Toben des Monsters seit Stunden zuzusehen. Meine Arme und Beine schienen sich ohne mein Zutun zu bewegen. Ich stand auf, total unfähig, den Blick von dem furchtbaren Bild zu wenden. Das Boot begann unter dem Druck der Fangarme zu zerbrechen.

Wieder peitschte ein Schuß. Ich sah, wie die Kugel einen der Fangarme traf und ein faustgroßes Loch in die grünen Schuppen riss. Aber die Wunde schloß sich fast ebenso schnell, wie sie entstanden war.

Eine Hand ergriff mich an der Schulter, riß mich herum und versetzte mir einen Stoß, der mich meterweit zurücktaumeln und zum dritten Mal zu Boden gehen ließ. Dort, wo ich gerade gestanden hatte, klatschte ein weiterer Fangarm gegen den Mast, glitt zu Boden und zog sich wieder zurück, zitternd hierhin und dorthin, tastend wie eine blinde suchende Schlange. Wieder krachten Schüsse. Der Tentakel erzitterte unter einem halben Dutzend Einschlägen, und plötzlich markierte

eine Spur dickflüssigen schwarzen Blutes den Weg, den er zurückkroch. Aber wie beim ersten Mal schlossen sich die Wunden so schnell, wie sie entstanden. Die Bewegungen des Ungeheuers wurden nicht einmal langsamer.

Ein Matrose sprang mit einem gellenden Schrei an mir vorüber, blieb mit gespreizten Beinen über dem Tentakel stehen und schwang eine gewaltige zweischneidige Axt.

Andaras Warnschrei kam zu spät. Das Beil sauste herab und trennte ein meterlanges Stück des Fangarmes ab. Schwarzes Blut traf den Mann.

Dort, wo es seine Haut berührte, begann sich Rauch zu kräuseln. Der Matrose schrie auf, ließ seine Waffe fallen und torkelte zurück, beide Hände gegen das Gesicht gepreßt. Er war tot, noch bevor der verstümmelte Tentakel von Bord gekrochen und im Meer verschwunden war.

„Robert! Zu mir!“

Andaras Schrei riß mich endgültig aus meiner Erstarrung. Ich sah auf, blickte einen Herzschlag lang in das Gesicht, das mit Gesten zu verstehen gab, ihm zu folgen. Andara hatte seinen Mantel abgestreift und den Stockdegen gezogen. Die Kette mit dem kreuzförmigen Amulett hing jetzt sichtbar auf seiner Brust. Die dünne Klinge des Floretts glühte wie unter einem unheimlichen, inneren Feuer.

Dicht hinter ihm hetzte ich auf die Reling zu. Das Deck des Schiffes hatte sich in ein Schlachtfeld verwandelt. Dutzende der grünen, peitschenden Tentakel waren dicht vor der Bordwand aus dem Meer emporgestiegen und bildeten einen wippenden, tödlichen Wald aus Schuppen und schnappenden Teufelsmäulern vor dem Schiff. Die Männer schossen ununterbrochen; andere hatten sich mit Entenhaken und langen, mit eisernen Spitzen versehenen Stangen bewaffnet und hackten und schlugen auf die Tentakel ein, die an Deck zu kriechen versuchten. Das Schicksal ihres unglücklichen Kameraden hatte sie gewarnt—sie vermieden es, den tödlichen Schlangendarmen zu nahe zu kommen und beschränkten sich darauf, die zuckenden Arme wieder ins Meer zurückzustoßen, und für einen Moment sah es fast so aus, als hätten sie Erfolg.

Aber nur für einen Moment. Die Kräfte der Männer erlahmten rasch, während das Ungeheuer im Meer weder Müdigkeit noch Schmerz zu kennen schien. Mehr und mehr der gewaltigen Fangarme tauchten gischtend aus dem Wasser auf, krochen wie gierige grüne Schlangen an der Bordwand empor, ringelten sich um die Reling oder schnappten nach den Matrosen. Der tödliche Würgegriff um das Boot hatte sich weiter geschlossen; die Pinasse war fast vollkommen unter der wogenden grünen Masse verschwunden. Die Schreie der Männer waren verstummt. Noch während ich hinsah, riß eine der armdicken Ketten, an denen das Boot hing, mit einem peitschenden Knall entzwei. Die Tentakelfaust zitterte und zerterte das Boot ein Stück mehr auf die Wasseroberfläche herab.

„Bleib immer in meiner Nähe, Robert,“ keuchte Andara. „Und hab keine Angst—er kann dir nichts tun, so lange ich bei dir bin.“ Mit einem geschmeidigen Sprung setzte er über einen zuckenden Tentakel hinweg, strauchelte auf dem glitschigen Deck und fand mit weit ausgebreiteten Armen sein Gleichgewicht wieder. Der Degen in seiner Rechten vollführte eine blitzartige, halbkreisförmige Bewegung, schnitt in die schuppige Panzerhaut des Monsterarmes und hinterließ eine tiefe, klaffende Wunde.

Und diesmal schloß sich der Schnitt nicht! Im Gegenteil—als wäre die Klinge von Andaras Waffe mit einem unsichtbaren Gift bestrichen, erweiterten sich die Ränder der Wunde. Schwarzes Blut fraß sich wie Säure in die Planken des Decks, aber der Strom versiegte in wenigen Augenblicken. Die glitzernden Schuppen begannen sich zu kräuseln, rollten sich zusammen wie trockenes Laub. Der Fangarm zuckte, hob sich noch einmal in die Höhe und schlug in einer letzten, schon kraftlosen Bewegung gegen den Mast. Der Tentakel des Ungeheuers verdorrte in wenigen Sekunden, wie ein Zweig, der monatelang in der heißen Sonne gelegen hatte. Instinktiv taumelte ich zurück und preßte die Hand vor den Mund.

Andara gab mir keine Zeit, dem schrecklichen Verfall weiter zuzusehen. Er packte mich an der Schulter, riß mich herum und zog mich mit sich, weiter auf die Reling und den Wald peitschender Tentakeln zu.

Die Matrosen wurden unbarmherzig zurückgedrängt. Sie wehrten sich mit dem Mut der Verzweiflung, und trotz ihrer schier unglaublichen Regenerationsfähigkeit war ein Großteil der Krakenarme von Wunden übersät. Das Deck brodelte unter dem ätzenden Blut der Bestie, und unter den Männern war keiner, der nicht bereits eine Unzahl mehr oder weniger schwerer Verätzungen davongetragen hatte. Und aus dem Meer tauchten mehr und mehr der gewaltigen grünen Fangarme auf.

Andara schwang seinen Degen. Die Klinge traf einen Fangarm, der sich gerade um die Beine eines Mannes gewickelt hatte, schnitt ihn glatt in zwei Teile und durchtrennte noch in der gleichen Bewegung einen zweiten Tentakel, der wie ein angreifender Raubvogel von oben auf uns herabstoßen wollte. Die Wirkung war die gleiche wie beim ersten Mal—die schuppige Haut des Ungeheuers begann sich zu kräuseln und zu verdorren; der Arm starb.

Und trotzdem waren es nicht mehr als Nadelstiche, die Andara der Masse der Ungeheuer zufügen konnte. Selbst mit einem Dutzend solcher Waffen, wie er sie besaß, wäre es nicht möglich gewesen, die ungeheure Menge grüner Schlangearme zurückzudrängen, die aus dem Meer emporstieg. Wenn es Kraken waren, die das Schiff angriffen, dann mußte es eine ganze Armee sein.

Während rings um uns herum die Männer zurückwichen, näherten wir uns Schritt für Schritt der Reling. Andara zerrte mich unbarmherzig mit sich, während er wie rasend auf den Wald von Armen einschlug, der uns den Weg versperrte. Das Schiff erzitterte unter unseren Füßen, und ich spürte, wie sich der Boden langsam, aber unbarmherzig zu senken begann. Der Zug hunderter und aberhunderter von Tentakeln begann sich bemerkbar zu machen. Die LADY OF THE MIST hatte bereits eine spürbare Schlagseite—und aus dem Meer tauchten immer mehr der schleimigen grünen Dinger auf, um am Rumpf des Schiffes Halt zu suchen und es langsam in die Tiefe zu zerren!

Endlich erreichten wir die Reling oder das, was davon übrig geblieben war. Das Meer war verschwunden. Alles, was ich sah, war eine brodelnde Masse aus Grün und kochendem weißem Schaum. Wir schienen von einem Wald geifernder Arme und schnappender Haifischmäuler umgeben zu sein.

Aber nicht einer von ihnen berührte uns.

Es war nicht allein Andaras Degen, was sie zurückdrängte. Die Waffe wütete furchtbar unter den Angreifern, und trotzdem hätten sie uns allein mit ihrer ungeheuren Zahl erdrücken können. Aber irgendetwas hielt sie zurück. Immer wie-

der zuckte ein Tentakelende auf Andara oder mich herab, öffnete sich ein schnappendes Dämonenmaul, peitschte ein Arm mit der Gewalt eines angreifenden Elefanten auf uns zu—und immer wieder schien er im letzten Moment gegen eine unsichtbare Mauer zu prallen und sich mit einer fast schmerzhaften Bewegung zurückzuziehen! Es war, als wären Andara und ich von einer unsichtbaren, aber undurchdringlichen Barriere umgeben, die die Unheimlichen nicht überwinden konnten.

Andara ließ meinen Arm los, schlug nach einem Tentakel, der sich um sein Bein zu ringeln versuchte, drehte sich plötzlich herum und drückte mir die Waffe in die Hand.

„Paß auf!“, keuchte er. „Wenn mir etwas geschieht, dann versuche dir deinen Weg freizukämpfen. Vielleicht läßt er vom Schiff ab, wenn er mich hat!“

Ich kam nicht dazu, ihn zu fragen, worauf ich aufpassen sollte oder wen er mit er meinte. Andara wirbelte abermals herum, riß in einer beschwörenden Geste die Arme über den Kopf und stieß die geballten Fäuste gegen das Meer.

„Halte ein!“ rief er. Seine Stimme war wie Donner, der plötzlich über das Meer rollte, laut, unglaublich laut und befehlend, von einer solchen Kraft, daß ich mich wie unter einem Hieb krümmte und die Hände gegen die Ohren schlug.

„Halte ein!“ rief er noch einmal. „*Ich, Roderick Andara, ein Träger der Macht, befehle es dir. Hör auf zu töten und geh dorthin zurück, woher du gekommen bist!*“

Das Toben der Tentakel hörte auf. Noch immer waren wir von einem wahren Wald der gigantischen grünen Arme umgeben, und immer noch tauchten weitere aus dem Meer auf, klammerten sich an die Reling oder saugten und bissen sich am blanken Holz des Decks fest, aber ihre Bewegungen wurden deutlich langsamer.

„Geh!“ schrie Andara. „*Geh zurück! Verlasse diesen Ort! Ich trage das Stigma der Macht, und du mußt mir gehorchen! Geh! ICH BEFEHLE ES DIR!!*“

Und das Unglaubliche geschah!

Eine zitternde, schwerfällige Bewegung lief durch die Masse der Tentakel. Erst einer, dann immer mehr und mehr der schuppigen Arme kroch über das Deck zurück ins Meer, und wieder schien der Ozean zu kochen. Die unheimlichen Angreifer zogen sich zurück, langsam und widerwillig zwar, aber sie wichen, gezwungen von einem Willen, der stärker war als ihr eigener. Das Meer rings um die LADY verwandelte sich in einen kochenden Pfuhl voller dunkler Schlangenleiber und blasigem Schaum. Dicht neben uns regneten die zermalmtten Überreste der Pinasse herab, als auch dort die Tentakel ihren Griff lockerten und zurück in die Hölle glitten, aus der sie hervorgekrochen waren. Die LADY zitterte spürbar, als sich der Würgegriff von ihr löste.

„Geh!“ befahl Andara noch einmal. „*Geh und kehre nie wieder an diesen Ort zurück!*“

Mir wurde schwindelig. Wenige Meter neben dem Schiff versank der letzte Schlangenanarm sprudelnd im Meer, und für einen ganz kurzen Moment glaubte ich tief unter dem Schiff etwas Gigantisches, Dunkles zu erkennen, aber mir fehlte die Kraft, den Gedanken weiter zu verfolgen. Zu zweiten Mal überfiel mich Schwäche, aber jetzt war es zehnfach so schlimm wie beim ersten Mal. Ich stöhnte. Der Degen entglitt meinen Händen und polterte zu Boden. Das Schiff begann sich um mich herum zu drehen, und als Andara sich mit einer erschrockenen Bewegung

zu mir umwandte und mich auffing, begann sein Gesicht vor meinem Blick zu zerfließen, wie ein Bild aus weichem Wachs. Ich wollte etwas sagen, aber selbst dazu fehlte mir die Kraft. Übelkeit stieg in meiner Kehle hoch, und in meiner linken Brustseite erwachte ein brennender, grausam heftiger Schmerz.

Ich verlor das Bewußtsein.

Als ich erwachte, spürte ich ein sanftes, monotones Schaukeln. Ich war nicht allein im Raum; jemand sprach, ohne daß ich die Worte verstanden hätte, und hinter diesem Geräusch waren andere Laute: ein leises Knarren und Ächzen, das schwere, nasse Schlägen von Segeltuch und das Singen von Tauen, die bis an ihre Grenzen belastet waren.

Das Schiff hatte Fahrt aufgenommen.

Diese Erkenntnis weckte mich endgültig.

Ich schlug die Augen auf, blinzelte und versuchte die Hand zu heben, um das quälende Licht abzuschirmen, das meine Augen marterte.

„Er ist wach,“ sagte eine Stimme. Ich erkannte sie als die Bannermanns, und als ich abermals die Augen öffnete, schwebte sein pausbäckiges Gesicht wenige Zentimeter über dem meinen. Ein gezackter, blutiger Kratzer verunzierte seine linke Wange, und auf seiner Stirn prangten zwei münzgroße rote Flecken.

„Was ist... passiert?“ fragte ich mühsam. Ich fühlte mich schwach, unendlich schwach und müde. Eine unsichtbare Zentnerlast schien meinen Körper niederzudrücken.

„Sie sind zusammengebrochen, Junge,“ antwortete Bannermann. Er lächelte, aber seine Augen blieben ernst. „Montague und ich haben Sie hier heruntergeschafft. Sie erinnern sich an nichts?“

Ich versuchte es, aber in meinem Kopf wirbelten die Gedanken haltlos durcheinander. Ich glaubte mich an einen Albtraum zu erinnern, irgendein krauses Zeug, in dem Schlangenarme und schnappende Mäuler eine Rolle spielten, sterbende Männer und Blut, das wie Säure brannte...

Mit einem Schrei fuhr ich hoch. Es war kein Traum gewesen! Alles, woran ich mich erinnerte, war geschehen!

Bannermann versuchte mich zurückzudrängen, aber der Schrecken gab mir zusätzliche Kraft. „Um Gottes willen, was ist passiert?“ keuchte ich. „Das Ungeheuer...“

„Es ist alles in Ordnung, Robert.“ Das war Andaras Stimme. Ich hatte bisher nicht einmal bemerkt, daß er ebenfalls in der Kabine war. Sanft berührte er Bannermann an der Schulter, trat an ihm vorbei und sah mir prüfend ins Gesicht. „Bist du wieder in Ordnung?“ fragte er.

Ich nickte instinktiv, obwohl ich mich alles andere als gesund fühlte. In meinen Gliedern war noch immer eine Schwere, die ich nicht erklären konnte. Ich fühlte mich wie jemand, der nach wochenlanger Krankheit das erste Mal wieder aufzustehen versucht. „Es geht,“ murmelte ich. „Wie lange... war ich bewußtlos?“

„Nicht lange,“ antwortete Bannermann. „Zehn Minuten, allerhöchstens.“ Er seufzte, schüttelte den Kopf und sah abwechselnd Andara und die geschlossene Tür unserer Kabine an. „Ich müßte wieder an Deck,“ murmelte er. „Aber ich habe auch ein paar Fragen an Sie, Montague.“

Andara nickte. Seine Finger spielten nervös an dem goldenen Anhänger auf seiner Brust. „Dazu haben Sie ein Recht, Captain,“ murmelte er. „Aber ich fürchte, wir werden keine Zeit für lange Erklärungen haben.“

Bannermann erbleichte. „Sie... Sie meinen, dieses Ungeheuer kommt wieder?“ keuchte er.

„Ich weiß es nicht,“ gestand Andara nach sekundenlangem Zögern. „Er ist stärker, als ich dachte. Ich habe ihn verjagt, aber...“ Er schüttelte den Kopf, ballte in einer Geste hilflosen Zornes die Faust und schluckte ein paar Mal. Seine Stimme zitterte, als er weitersprach: „Mein Gott, Bannermann, ich habe einen furchtbaren Fehler gemacht. Ich habe Sie und Ihr Schiff in allerhöchste Gefahr gebracht.“

Bannermann schwieg, aber der Ausdruck in seinem Blick verhärtete sich.

„Das Wesen, das uns angegriffen hat,“ fuhr Andara fort, „ist meinerwegen hier, Captain. Und ich fürchte, es wird nicht eher ruhen, bis es seinen Auftrag erfüllt hat.“

„Auftrag?“

Andara lächelte traurig. „Ich muß Ihnen etwas gestehen, Captain,“ sagte er. „Ich bin nicht der, für den Sie mich halten. Und meine Reise nach England ist auch keine Vergnügungsreise, wie ich Ihnen weismachen wollte.“

Bannermann knurrte. „Das habe ich mir schon gedacht. Aber wer sind Sie wirklich?“

„Ein Mann mit mächtigen Feinden,“ antwortete Andara ausweichend.

„Das Wesen, das das Schiff angegriffen hat?“

Andara verneinte. „Es ist nicht mehr als ein Werkzeug,“ antwortete er. „Eine Art gedungener Killer, dessen sich meine Feinde bedienen, um mich unschädlich zu machen.“

Bannermann lachte, aber es war ein Laut, der eher wie ein hysterisches, im letzten Moment unterdrücktes Kreischen klang. „Sie müssen irgendwem mächtig auf die Füße getreten sein, Montague,“ sagte er. „Aber so leicht kommen Sie mir nicht davon. Zehn von meinen Männern sind tot, und der Rest ist verletzt und wird wahrscheinlich nie wieder einen Fuß auf ein Schiff setzen, wenn wir London erreicht haben. Wenn wir es jemals erreichen.“

„Wie steht der Wind?“ fragte Andara.

Bannermann machte eine unwillige Geste. „Gut genug—aber was hat das mit meiner Frage zu tun?“

„Alles, Captain. Ich weiß nicht, wie lange ich dieses Wesen in Schach halten kann. Ich spüre seine Nähe. Es verfolgt uns. Wie lange brauchen wir bis London?“

„Vierundzwanzig Stunden,“ antwortete Bannermann. „Mindestens. Wenn die Mannschaft durchhält. Ein paar von den Männern stehen kurz vor dem Zusammenbruch.“

„Das ist zu lange,“ murmelte Andara verzweifelt. „Sie müssen den Kurs ändern. Ich kann ihn höchstens noch eine Stunde zurückhalten.“

Bannermann schnaubte. „Sie sind von Sinnen! Wenn ich hier in der Nähe Land ansteuere, schlitzen wir uns den Bauch auf. Haben Sie eine Ahnung, wie die schottische Küste aussieht?“

„Sie müssen es tun!“ beehrte Andara auf. „Was wir gerade erlebt haben, war nicht mehr als ein Vorgeschmack dessen, was geschieht, wenn meine Kräfte erlahmen.“

„Kräfte?“ schnappte Bannermann. „Von was für Kräften sprechen Sie, Montague? Was sind Sie? So eine Art Zauberer? Oder der Teufel persönlich?“

„Vielleicht von beiden ein bißchen,“ antwortete Andara leise. Bannermann blieb ernst, und Andara fügte nach einer langen Pause hinzu: „Mein Name ist nicht Montague, Bannermann. Ich bin Roderick Andara.“

Wenn Bannermann dieser Name etwas sagte, so ließ er sich nichts anmerken.

„Sie müssen den Kurs ändern, Captain,“ fuhr Andara fort. „Ich flehe Sie an. Wenn Ihnen das Leben Ihrer Männer etwas bedeutet, dann tun Sie es! Laufen Sie die nächste Küste an. An Land kann er uns nichts tun.“

Bannermann lachte hart. „Ich werde das Schiff auf Grund setzen, wenn ich tue, was Sie verlangen, Andara,“ schnappte er.

„Dann tun Sie es!“ erwiderte Andara erregt. „Ich bezahle Ihr Schiff, wenn es das ist, worum Sie sich sorgen. Ich komme für jeden Schaden auf.“

„Auch für das Leben der Männer, die ertrinken werden, wenn wir eine halbe Meile vor der Küste an den Riffen stranden?“ fragte Bannermann kalt.

Andara schwieg einen Moment. „Bannermann,“ sagte er dann. „Ich schwöre Ihnen, daß niemand, der hier auf dem Schiff ist, mit dem Leben davonkommt, wenn Sie den Kurs nicht ändern. Ich kann es Ihnen jetzt nicht erklären, aber das Wesen, das uns folgt, ist nicht aus Fleisch und Blut. Es ist kein Meeresungeheuer, gegen das Sie kämpfen könnten. Wenn meine Kräfte nachlassen, wird es dieses Schiff zermalmen wie eine Nußschale.“

Bannermann starrte ihn an. „Gut,“ sagte er schließlich. „Ich tue, was Sie verlangen, Andara. Aber sobald wir an Land sind, liefere ich Sie den Behörden aus.“

Andara antwortete nichts darauf. Bannermann starrte ihn noch eine Sekunde an, fuhr dann mit einem Ruck herum und stapfte aus der Kabine. Die Tür flog krachend hinter ihm ins Schloß.

„Gebe Gott, daß wir noch Zeit genug haben,“ flüsterte Andara. „Er ist... so stark.“

„Wer?“ fragte ich verwirrt. Ich hatte kaum die Hälfte von dem, was Andara gesagt hatte, wirklich verstanden. Aber das, was ich zu ahnen begann, erschreckte mich zutiefst.

„Der, der uns folgt,“ antwortete er. Er seufzte, ließ sich neben mir auf die Bettkante sinken und starrte zu Boden. Seine Hände spielten unbewußt mit der dünnen Goldkette um seinen Hals.

„Ich bin schuld an allem, was jetzt geschehen ist,“ murmelte er. „Vielleicht ist es nur die gerechte Strafe Gottes, die mich trifft. Ich habe mich mit Mächten eingelassen, die für Menschen verboten sind. Aber warum müssen Unschuldige sterben?“

Ich blickte ihn verwirrt an. „Ich... verstehe nicht.“

„Das kannst du auch nicht, Junge,“ murmelte er. Er schwieg einen Moment, und wieder schien sein Blick durch mich hindurch zu gehen, als sähe er etwas ganz anderes. „Vielleicht wirst du es später einmal begreifen. Wenn... wenn du das hier überlebst. Ich hätte dich niemals mitnehmen dürfen. Ich hätte dich lassen sollen, wo du warst.“

„Ich...“

Andara hob hastig die Hand. Ich verstummte. „Ich kann dem Fluch dessen, was ich getan habe, nicht entrinnen,“ fuhr er fort. „Vielleicht muß ich sterben, denn ich bin verantwortlich für den Tod vieler. Aber es geht um dich.“

„Was meinen Sie damit?“

Andara lächelte. „Ihr habt geglaubt, ich wäre krank, nicht wahr?“ fragte er. Ich nickte. „Ich war es nicht, Robert. Es war keine Krankheit, die die Kräfte meines Körpers aufzehrte. Ich... habe versucht, großes Unheil zu verhindern, aber ich habe versagt. Was jetzt geschieht, ist eine direkte Folge dieses Versagens.“ Er stand auf, öffnete seine Kiste und nahm ein dünnes, in steinhartes braunes Schweinsleder gebundenes Buch hervor. Ich wollte danach greifen, aber er schüttelte rasch und befehlend den Kopf, setzte sich wieder neben mich und legte das Buch behutsam auf seine Knie. „Berühre es nicht,“ sagte er. „Berühre nie etwas von dem Inhalt dieser Kiste, oder der Fluch, der auf mir lastet, wird auch dich treffen.“

Er öffnete das Buch. Ich beugte mich neugierig vor, aber zu meiner Enttäuschung mußte ich erkennen, dass ich die Schrift, in der es verfaßt war, nicht lesen konnte. Selbst die Form der Buchstaben war mir fremd.

„In diesem Buch ist alles aufgeschrieben,“ sagte er. „Ich wollte es dir später geben, wenn du reif gewesen wärest, es zu verstehen, aber ich werde keine Zeit mehr dazu haben.“

Ein leiser Schauer überfiel mich bei seinen Worten. Aber ich spürte, daß er recht hatte. Er würde sterben. Ich wußte es mit absoluter Sicherheit, im gleichen Augenblick, in dem er die Worte aussprach.

„Was ist das für ein Buch?“ fragte ich leise.

Andara kam nicht dazu, zu antworten.

Denn in diesem Moment erscholl auf dem Deck über uns ein gellender Schrei!

Der Wind traf mich wie ein Hieb ins Gesicht, als ich hinter Andara auf das Deck stürmte. Das Schiff zitterte unter meinen Füßen, und über uns blähten sich die Segel, als würden sie jeden Augenblick zerreißen. Der Bug des Schiffes war in einer Wolke schaumig spritzender Gischt verschwunden. Die LADY OF THE MIST pflügte schnell wie ein Dampfschiff durch die Wellen, und der Rumpf und die Masten ächzten unter der Belastung, als wollten sie zerbrechen.

Andara blieb stehen, ergriff mich mit der Linken am Arm und deutete mit der anderen Hand nach oben. Ich warf den Kopf in den Nacken und folgte seiner Geste.

Über uns tobte ein Kampf auf Leben und Tod.

Es waren zwei von Bannermanns Matrosen, Mannings und ein kleinwüchsiger, dunkelhaariger Mann, den ich ein paar Mal während der Reise unten in den Laderäumen des Schiffes gesehen hatte, die in den obersten Rahen des Hauptmastes einen sinnlosen Kampf ausfochten. Der Matrose stand mit haßverzerrtem Gesicht und weit gespreizten Beinen auf der Rahe, so sicher, als hätte er festen Grund unter den Füßen und nicht einen kaum zehn Zentimeter breiten, abgerundeten Balken, an welchem zudem noch das Gewicht des Segels und der Wind zerrten. In seiner rechten Hand blitzte eine kurzstielige, gefährliche Axt, mit der er immer wieder auf seinen Gegner eindrang. Mannings hatte ein Messer, beschränkte sich aber darauf, seinen Gegner auf Distanz zu halten und seinen wütenden Hieben auszuweichen. Es sah aus wie ein bizarrer Drahtseilakt.

„Barton!“ Ich sah auf und gewahrte Bannermann über uns auf dem Achterdeck. Er hielt ein Gewehr in den Armen. „Barton!“ brüllte er noch einmal. „Hör auf! Hör sofort damit auf!“

Der Matrose wandte kurz den Blick, knurrte eine Antwort und holte zu einem weiteren Axthieb aus. Mannings duckte sich im letzten Moment; das Beil fuhr mit einem schmetternden Schlag in das harte Holz des Hauptmastes, aber Mannings verlor durch die abrupte Bewegung das Gleichgewicht. Eine halbe Sekunde lang ruderte er verzweifelt mit den Armen, dann kippte er nach hinten.

Ein vielstimmiger Schrei wehte über das Deck der LADY OF THE MIST. Mannings fiel, griff mit einer unmöglich erscheinenden Bewegung hinter sich und bekam die Rahe zu fassen. Seine Beine schlugen gegen das Segel. Er schrie. Seine linke Hand rutschte ab, und ich sah, wie sich sein Gesicht vor Schmerz verzerrte, als sein ganzes Körpergewicht nurmehr auf seinem rechten Arm lastete. Barton stieß einen triumphierenden Schrei aus, suchte mit der Linken Halt am Mast und beugte sich vor. Die Axt in seiner Hand blitzte auf.

„Barton!“ schrie Bannermann verzweifelt. „Hör auf, oder ich muss auf dich schießen!“

Barton erstarrte. Sein Blick suchte den des Kapitäns, und trotz der großen Entfernung konnte ich das wahnsinnige Funkeln in seinen Augen sehen. Bannermann hob das Gewehr.

„Tun Sie es nicht, Captain!“ schrie Andara. „Er weiß nicht, was er tut!“

Bannermann reagierte nicht. Sein Gesicht war leichenblass, als er die Waffe entsicherte und Barton anvisierte. „Ich meine es ernst, Barton!“ rief er. „Laß die Axt fallen, oder ich drücke ab!“

Bartons Antwort bestand in einem neuerlichen, unartikulierten Schrei. Blitzschnell riß er die Axt hoch, beugte sich noch weiter vor—und schlug zu.

Mannings Schrei wurde vom peitschenden Knall des Schusses verschluckt. Der Matrose fiel, aber auch Barton stürzte, von der Wucht des Schusses herumgerissen wie von einem Faustschlag.

Ich wandte hastig den Blick, als Mannings und sein Mörder auf dem Deck aufschlugen. Für einen Moment wurde mir übel.

Andara ließ meine Hand los, machte einen Schritt und blieb wieder stehen. Sein Gesicht zuckte. Aber es war nicht das Entsetzen über das, was geschehen war, sondern etwas Anderes, Schlimmeres. Bannermann rannte neben ihm die Treppe herab, schleuderte sein Gewehr mit einer zornigen Geste von sich und eilte an uns vorüber. Der Blick, mit dem er Andara bedachte, sprühte vor Haß.

Von überall her begannen die Matrosen zusammenzulaufen, und am Fuße des Hauptmastes bildete sich rasch eine immer größer werdende Menschenmenge. Auch ich wollte hinter Bannermann hereilen, aber Andara hielt mich mit einer raschen Geste zurück, schüttelte den Kopf und deutete nach Norden, aufs Meer hinaus.

Im ersten Moment sah ich nichts außer dem endlosen blauen Wogen des Ozeans, aber dann erkannte ich, was der Magier mir zeigen wollte.

Unter der Wasseroberfläche, vielleicht eine halbe Meile von der LADY OF THE MIST entfernt, schimmerte ein gigantisches, dunkles Etwas. Seine genaue Form war nicht zu erkennen, aber es war lang gestreckt und massig wie ein Wal. Nur größer. Viel, viel größer.

Ich wollte etwas sagen, aber Andara gebot mir mit einer hastigen Geste zu schweigen. Ich verstand. Die Stimmung an Bord war nach diesem neuerlichen Vorfall ohnehin kurz vor dem Siedepunkt. Wenn die Matrosen den Schatten, der dem Schiff folgte, bemerkten, konnte es zu einer Katastrophe kommen.

Bannermann kam zurück. Sein Gesicht war bleich vor Schrecken, und um seinen Mund lag ein bitterer Zug, den ich bisher nicht an ihm bemerkt hatte. Seine Hände waren blutig. Aber es war nicht sein Blut.

„Tot,“ sagte er dumpf. „Beide.“ Er blieb stehen, fuhr sich mit einer fahigen Geste durch das Gesicht und beschmierte sich dabei mit Blut, ohne es zu bemerken. „Ich... ich begreife nicht, was in Barton gefahren ist,“ murmelte er. Er... muß verrückt geworden sein.“ Er sah Andara an, und wieder glomm in seinen Augen dieses mahnende, flackernde Feuer auf. Der Mann mußte kurz davor sein, den Verstand zu verlieren.

Andara schwieg, aber vermutlich hätte Bannermann seine Worte gar nicht verstanden, wenn er geantwortet hätte. „Das ist Ihr Werk,“ murmelte er. „Sie... Sie...“ Er schluckte, ballte die Fäuste und hob zitternd die Arme. Ich spannte mich. Aber Bannermann führte die Bewegung nicht zu Ende. „Seit Sie an Bord dieses Schiffes gekommen sind, verfolgt uns das Unglück,“ keuchte er. „Sie sind schuld, wenn...“

„Bannermann!“ sagte ich scharf. „Reißen Sie sich zusammen!“

Andara warf mir einen raschen, dankbaren Blick zu, schüttelte aber den Kopf. „Laß ihn, Junge,“ sagte er sanft. „Er hat recht. Ich wollte, ich könnte es rückgängig machen.“

„Vielleicht können wir es ja,“ sagte eine Stimme. Ich sah auf und bemerkte erst jetzt, daß wir nicht mehr allein waren. Ein Teil der Matrosen war Bannermann gefolgt und hatte uns umringt. Es waren müde, abgekämpfte Gesichter, die uns anstarrten. Aber in einigen von ihnen flackerte der Haß. Ich konnte die Spannung, die plötzlich in der Luft lag, beinahe riechen.

„Halten Sie den Mund, Lorimar,“ sagte Bannermann müde. Plötzlich war der Zorn aus seinem Blick gewichen. Er sah jetzt nur noch erschöpft aus.

Der Angesprochene erwiderte seinen Blick trotzig, trat einen halben Schritt vor und verschränkte die Arme vor der Brust. „Ich denke nicht daran, Captain,“ sagte er. „Sie haben es ja selbst gesagt. Seit dieser Kerl“—damit deutete er auf Andara—„unser Schiff betreten hat, ist der Teufel an Bord. Glauben Sie...?“

„Nichts habe ich gesagt,“ unterbrach ihn Bannermann wütend. „Ich habe die Beherrschung verloren und Unsinn geredet, das ist alles.“

„O nein, Captain,“ erwiderte Lorimar aggressiv. „Sie haben die Wahrheit gesagt.“ Er schnaubte. „Denken Sie wirklich, daß wir Ihnen abkaufen, es wäre Zufall, daß dieses Biest uns ausgerechnet jetzt angegriffen hat? Oder daß Barton ausgerechnet jetzt durchgedreht ist?“ Die Menge um uns herum wuchs, und mehr als nur einer gab ein zustimmendes Knurren von sich. Instinktiv zählte ich die Anzahl der Köpfe durch und überschlug unsere Chancen, falls es zu Gewalttätigkeiten kommen sollte. Sie waren nicht besonders gut.

„Was wird das?“ fragte Bannermann lauernd. „Eine Meuterei, Lorimar? Mit Ihnen als Anführer?“ Er versuchte spöttisch zu klingen, aber es gelang ihm nicht ganz.

„Keine Meuterei, Captain,“ erwiderte Lorimar. „Wir haben nichts gegen Sie. Aber wir wollen, daß dieser Kerl von Bord geht. Schmeißen Sie ihn ins Meer. Er verbreitet Unglück wie die Ratten die Pest.“

„Sie sind verrückt!“ keuchte Banneremann. „Mister Montague...!“

„Andara, wollten Sie sagen,“ unterbrach ihn Lorimar kalt. Banneremann erbleichte, und Lorimar fuhr, selbstsicher geworden, fort: „Denken Sie, wir wissen nicht, wer er ist?“ Er lachte. „Mannings hat ihn erkannt, als er in New York an Bord ging, aber wir haben gedacht, daß uns das alles nichts angeht. Wir hätten ihn gleich über Bord werfen sollen, noch bevor wir losgefahren sind!“

„Kein Wort mehr!“ schrie Banneremann. „Geht an eure Arbeit! Ich lasse jeden, der in zehn Sekunden noch hier steht, wegen Meuterei vor Gericht stellen. Ihr...“

Andara legte ihm beruhigend die Hand auf die Schulter. „Lassen Sie ihn, Captain,“ sagte er leise. Banneremann wollte seine Hand abstreifen, aber Andara schob ihn einfach zur Seite, trat auf Lorimar zu und blickte ihm starr in die Augen.

„Sie haben recht, Lorimar,“ sagte er ruhig. „Ich bin Andara. Der Hexer.“ Er lächelte dünn. „So nennt man mich doch, nicht? Aber ich habe mit dem, was gerade geschehen ist, nichts zu tun. Der Mann hat schlicht und einfach den Verstand verloren. Was geschehen ist, war zu viel für ihn.“

„Es wäre nicht passiert, wenn Sie nicht an Bord wären,“ zischte Lorimar. Aber er hatte den Großteil seiner Selbstsicherheit verloren, und der wütende Klang in seiner Stimme war jetzt nur noch Trotz.

Andara nickte. „Das stimmt,“ gestand er. „Und ich bin bereit, die Verantwortung dafür zu übernehmen. Ich... wenn es etwas ändern würde, würde ich mich freiwillig dem Ungeheuer ausliefern, das uns folgt. Aber es wäre sinnlos.“

„Warum?“ keuchte Lorimar. „Es ist Ihretwegen hier. Sie sind es, den es haben will, nicht wahr? Vielleicht läßt es uns in Ruhe, wenn es Sie hat!“

„Das wird es nicht,“ erwiderte Andara kopfschüttelnd. „Dieses Wesen denkt nicht wie ein Mensch. Es sind andere Regeln, die sein Denken und Handeln bestimmen. Es wird nicht eher ruhen, bis es dieses Schiff und den letzten Mann seiner Besatzung vernichtet hat.“ Irgend etwas änderte sich im Klang seiner Stimme. Ich wußte selbst nicht, was es war; vielleicht die Art, in der er die Worte betonte, vielleicht auch nur die Lautstärke—aber mit einem Male hatten seine Worte einen befehlenden, suggestiven Klang, der jeden Gedanken an Widerstand lächerlich erscheinen ließ. „Ihr habt recht, wenn ihr mich verantwortlich macht,“ fuhr er fort. „Und doch bin ich der Einzige, der euch jetzt noch retten kann. Solange ich lebe, ist dieses Schiff sicher. Wenn ihr mich tötet, wird er euch vernichten. Und jetzt geht an eure Arbeit.“ Er hob den Arm und deutete mit einer befehlenden Geste zum Bug des Schiffes. „Ändert den Kurs,“ sagte er. „Wir fahren nach Süden. Zur Küste.“

In Lorimars Gesicht arbeitete es. Seine Lippen zitterten, und auf seiner Stirn erschien feiner, kalter Schweiß. Langsam, als bewege er sich nicht aus freien Stücken, sondern folge einem anderen, stärkeren Willen, wandte er sich um und ging steifbeinig über das Deck davon. Die anderen schlossen sich ihm an.

Banneremann keuchte. Er und ich schienen die einzigen zu sein, die den suggestiven Klang von Andaras Worten zwar gehört hatten, ihm aber nicht vollkommen erlegen waren. „Wie... haben Sie das gemacht?“ stammelte Banneremann. „Ich

kenne Lorimar. Er ist ein verdammter Hitzkopf, aber wenn er einmal Oberwasser hat, dann bringen ihn keine zehn Pferde mehr zur Vernunft.“

Andara lächelte. „Ein kleiner Trick, mehr nicht,“ sagte er. „Die Männer wollten mich nicht wirklich töten, Captain. Sie hatten nur Angst.“

Bannermann schluckte. „Aber Sie...“ Er brach ab, schüttelte verwirrt den Kopf und sah hilflos in die Runde. „Das... das war Ihr Ernst, nicht?“ fragte er. „Sie würden sich opfern, wenn es uns retten würde.“

Andara antwortete nicht.

„Aber es würde uns nicht retten,“ fügte Bannermann hinzu.

„Nein,“ sagte Andara leise. „Das Wesen, das uns folgt, läßt nie wieder von einem Opfer ab, dessen Spur es einmal aufgenommen hat.“

Ich erwartete halbwegs, daß Bannermann fragen würde, was es für ein Wesen war, das uns verfolgte, aber er tat es nicht. Und jetzt fiel mir auf, daß nicht ein Mann der Besatzung diese Frage gestellt hatte. Selbst mir fiel es seltsam schwer, mich an das Monster zu erinnern. Es war fast, als blockiere irgendetwas meine Erinnerung in diesem Punkt.

„Ändern Sie den Kurs, Captain,“ sagte Andara ernst. „Und feuern Sie Ihre Männer an, wenn Sie sie retten wollen. Ich weiß nicht, wie lange ich uns noch schützen kann.“

Bannermann nickte. Die Bewegung wirkte abgehackt und verkrampft. „Ich... muß mich um die Toten kümmern,“ sagte er gepreßt. „Sie brauchen ein anständiges Begräbnis.“

„Dazu ist keine Zeit,“ sagte Andara kopfschüttelnd. „Bahnen Sie sie auf, bis wir die Küste erreicht haben. Wenn das Schiff sinkt, dann ist es ein würdiges Grab für sie.“ Er schien vollkommen sicher zu sein, daß die LADY niemals mehr einen Hafen anlaufen würde. Aber wenn Bannermann über diese neuerliche Hiobsbotschaft erschrocken war, so beherrschte er sich meisterhaft. Er nickte nur, wandte sich mit einem Ruck um und ging nach vorne. Ich sah ihm nach. Ein paar seiner Männer hatten bereits damit begonnen, die Leichname von Mannings und Barton in weißes Segeltuch zu schlagen. Mein Blick glitt an ihnen vorbei zum Bug. Neben der zerbrochenen Reling lagen fünf weitere, längliche Bündel aus grobem Segeltuch. Die Männer, die dem ersten Angriff des Unheimlichen zum Opfer gefallen waren. Ich schauderte. Wie viele Menschen mußten noch sterben, ehe dieser Albtraum endlich vorüber war?

„Ich werde sie retten, Robert,“ sagte Andara leise. „Ich verspreche es.“

Es bereitete mir Mühe, meinen Blick von den Toten zu lösen. „Lesen Sie meine Gedanken?“ fragte ich, ohne ihn anzusehen. Die Kälte, die in meiner Stimme mitschwang, erschreckte mich selbst.

Andara schüttelte den Kopf. „Nein. Aber es ist nicht schwer, deine Gefühle zu erraten, Junge. Ich nehme es dir nicht übel, wenn du mich haßt.“

Jetzt sah ich ihn doch an. „Hassen? Ich hasse Sie nicht. Ich...“ Ich sprach nicht weiter. Es fiel mir seltsam schwer, mir über meine eigenen Gefühle klar zu werden.

„Vielleicht verstehst du jetzt, was ich vorhin gemeint habe,“ fuhr er leise fort. „So wie hier ist es immer gewesen. Immer und überall.“ Er lächelte traurig.

„Ist es so?“ fragte ich. Es fiel mir schwer, weiter zu sprechen. „Hatte... hatte Lorimar recht? Bringen Sie wirklich den Tod?“

Andaras Reaktion auf meine Worte überraschte mich. In seinen Augen glomm ein Schmerz auf, den ich mir nicht zu erklären vermochte. „Komm mit,“ sagte er plötzlich.

Ich drehte mich um, um in unsere Kabine zurückzugehen, aber Andara deutete mit einer Kopfbewegung zum Achterdeck hinauf. „Lass uns dort oben reden,“ sagte er. „Es ist besser, wenn ich an Deck bleibe.“

Ohne ein weiteres Wort folgte ich ihm auf das höher gelegene Achterdeck hinauf. Wir waren allein. Bannermann war irgendwo vorne auf dem Schiff, und mir fiel erst jetzt auf, wie still es hier hinten war. Die Männer mieden unsere Nähe. Andara hatte ihren Willen gebrochen und sie—auf welche Weise auch immer—gezwungen, seinen Befehlen zu gehorchen. Aber die instinktive Furcht, die sie vor ihm empfinden mußten, hatte er nicht auslöschen können. Vielleicht hatte er es auch nicht gewollt.

Andara ging mit schnellen Schritten bis zum hinteren Ende des Decks, lehnte sich gegen die Reling und kramte eine Zigarre aus der Rocktasche. Ich folgte ihm in geringem Abstand. Der Wind schien kälter zu werden, als ich neben ihn trat, und ich ertappte mich dabei, wie ich nach Norden sah und den gewaltigen dunklen Umriß unter der Wasseroberfläche suchte. Er war nicht mehr zu sehen, aber ich wußte, daß er noch da war. Irgendwo, ganz in unserer Nähe.

Andara entzündete seine Zigarre, nahm einen tiefen Zug und blies eine Rauchwolke von sich. „Du hast mich gefragt, ob diese Männer recht haben,“ begann er. „Ob ich wirklich den Tod bringe. Ich fürchte, sie haben recht, Robert. Aber vielleicht hat jetzt bald alles ein Ende.“ Er nahm einen weiteren Zug aus seiner Zigarre und sah mich an. „Ich hatte alles anders geplant,“ murmelte er. „Und es schien alles so sicher. Ich hatte große Pläne mit dir, und jetzt muß alles so schnell gehen. Erinnerst du dich an das Buch, das ich dir zeigte? Und an meine Krankheit?“

Seine Worte jagten mir einen eisigen Schauer über den Rücken. Er sprach so ruhig, als wäre überhaupt nichts geschehen. Die beiden Toten auf dem Deck unter uns schien er bereits vergessen zu haben. „Ja,“ antwortete ich gepreßt. „Aber was hat das mit dem Ungeheuer zu tun?“

„Alles,“ antwortete er. „Vielleicht ist es gut, daß du niemals Gelegenheit haben wirst, es zu lesen. Aber ich will dir wenigstens erzählen, was darin steht. Das Buch ist die Chronik meiner Heimat, der Stadt, in der ich geboren wurde und in der alles begonnen hat. Die Chronik von Jerusalem's Lot.“

„Jerusalem's Lot?“ fragte ich. „Was ist das?“

„Hast du schon einmal von Salem gehört?“ erwiderte Andara, ohne direkt auf meine Frage zu antworten.

Ich nickte.

„Die Stadt der Hexen,“ fuhr er fort. „Ein Dorf, dessen Einwohner sich dem Teufel verschrieben hatten—so behauptete man, damals. Es ist über hundert Jahre her, und die meisten haben es wohl schon vergessen. Salems Einwohner haben niemals wirklich dem Teufel gedient, aber sie beherrschten die Schwarze Magie; so wie ich.“

„Sie wurden... getötet, nicht?“ fragte ich stockend. Ich erinnerte mich. Ich hatte von Salem gehört, so wie man eben von einer solchen Sache hört, doch natürlich hatte ich nicht wirklich daran geglaubt. Unter allen anderen Umständen wäre mir albern vorgekommen, was Andara erzählte, ja, ich hätte mich wahrscheinlich so-

gar darüber lustig gemacht. Aber jetzt rührten mich seine Worte auf seltsame unangenehme Weise an. Fast, als würden durch sie Erinnerungen geweckt. Erinnerungen, die ich nicht haben konnte...

„Sie wurden getötet,“ bestätigte er. „Die meisten jedenfalls. Die Menschen in den umliegenden Ortschaften hatten Angst vor ihnen, Robert. Sie waren nicht wirklich böse. Sie dienten weder dem Teufel noch anderen finsternen Mächten, sondern hatten sich nur ein Wissen bewahrt, das der größte Teil der übrigen Menschheit längst verloren hat. Ein uraltes Wissen, das Wissen um Dinge, die lange vor unserer Zeit waren. Aber die anderen glaubten, sie wären mit Satan im Bunde, und eines Tages rotteten sie sich zusammen und töteten sie in einer einzigen, blutigen Nacht.“

Er schwieg einen Moment, und das Gefühl gestaltloser Furcht in mir wurde stärker. Ich versuchte es zu verdrängen, aber es ging nicht. Für einen Moment glaubte ich Schreie zu hören. Flackernde rote Lichtblitze huschten über das Meer, und in das Salzwasseraroma des Ozeans mischte sich ein Übelkeit erregender Gestank. Dann verschwand die Vision.

„Aber nicht alle starben,“ fuhr Andara fort. „Ein paar von ihnen entkamen, und sie siedelten sich an einem neuen Ort an, tausend Meilen entfernt und unbemerkt von den anderen. Das Erbe von Salem lebte weiter.“

„Jerusalem's Lot?“

Andara nickte. „Ja. Sie wählten diesen Namen, weil sie die Menschen kannten und wußten, wie leicht sie zu täuschen waren. Nach außen hin waren sie gläubige Menschen, Männer und Frauen, die täglich in den Gottesdienst gingen und ihre Kinder in christlichem Glauben erzogen. Aber sie haben niemals vergessen, was ihnen angetan wurde.“

„Und Sie sind... einer von ihnen?“

Andara lächelte verzeihend. „Nein, Robert. Niemand von denen, die aus Salem entkamen, lebt noch. Niemand bis auf... einen,“ fügte er hinzu. „Es war mein Großvater. Er war einer der wenigen, die dem Morden entkamen. Er und eine Hand voll Männer und Frauen. Er zeugte meinen Vater und gab das verbotene Wissen an ihn weiter, und mein Vater lehrte es mich.“ Er senkte den Blick, und als er weitersprach, klang seine Stimme bitter. „Die Menschen sind grausam, Robert, viel grausamer, als du ahnst. Ein Jahrhundert lang störte niemand den Frieden von Jerusalem's Lot, aber dann wiederholte sich das Schicksal. Wir waren vorsichtig, aber nicht vorsichtig genug. Nach und nach begannen die Menschen in den benachbarten Orten zu ahnen, daß die Einwohner des kleinen Dorfes anders waren als sie, und alles begann von vorne.“

„Sie haben sie... umgebracht?“ fragte ich stockend.

„Nicht sofort,“ erwiderte Andara. „Aber sie begannen sich vor ihnen zu fürchten. Später haßten sie sie. Ich war einer der wenigen, die die Gefahr erkannten, ich und die vier anderen Großmeister der Macht. Ich habe sie gewarnt, aber sie wollten nicht auf mich hören. Und schließlich verließ ich sie, weil ich wußte, was geschehen würde.“ Er seufzte. „Ich hätte es nicht tun dürfen. Ich habe sie verraten, Robert. Ich habe sie im Stich gelassen und bin geflohen wie ein Feigling.“ Wieder stockte er. Seine Hände ballten sich zu Fäusten, und sein Atem ging schnell und schwer. „Es war wie in Salem, nur schlimmer, viel schlimmer. Die Einwohner der Nachbarorte rotteten sich zusammen und fielen mit Feuer und Tod über Jerusa-

lem's Lot her. Sie haben sie getötet. Fünfzig unschuldige Männer, Frauen und Kinder.“

„Aber was... hätten Sie tun können?“ fragte ich hilflos. „Sie wären auch getötet worden und...“

„Vielleicht,“ unterbrach mich Andara. „Aber vielleicht hätte ich sie retten können. Wir waren fünf, Robert, fünf Hexer. Unsere vereinten Kräfte hätten vielleicht gereicht, den Mob zurückzuhalten. Vielleicht hätten ein paar Zeit gefunden zu fliehen. Aber sie starben, weil ich ihnen nicht half. Aber ihr Fluch lebte weiter, Robert. Sie waren Hexer wie ich, und der Fluch eines Hexers erlischt nicht mit seinem Tod. Es ist mehr als zwanzig Jahre her. Seitdem bin ich auf der Flucht.“

„Vor *Toten*?“ keuchte ich fassungslos.

„Vor ihrem Fluch,“ antwortete Andara. „In ihren Augen war ich ein Verräter. Vielleicht haben sie sogar recht, und vielleicht wäre es meine Pflicht gewesen, zu bleiben und gemeinsam mit ihnen zu sterben. Aber ich habe mir eingebildet, ich könnte davonlaufen!“ Er lachte schrill. „Als ich unten in der Kabine lag und ihr alle glaubtet, ich wäre krank, habe ich in Wirklichkeit versucht, meine Spur zu verwischen. Ich Narr!“

„Aber zwanzig Jahre...“

„Was bedeutet Zeit vor dem Fluch eines Hexenmeisters?“ unterbrach er mich erregt. „Ich habe mir eingebildet, stark genug zu sein, aber ich war es nicht.“ Er fuhr herum und starrte nach Norden. „Mein Gott, was war ich für ein Narr!“ wiederholte er. „Vielleicht habe ich ihn gerade durch meine Anstrengungen erst auf unsere Spur gebracht. Ich fühlte mich sicher, Robert. Dreitausend Meilen und zwanzig Jahre von Jerusalem's Lot entfernt fühlte ich mich sicher genug, den Fluch brechen zu können. Aber er hat mich endlich doch eingeholt.“

„Er?“

Andara wies nach Norden. „Das Wesen, das sie riefen, um mich zu bestrafen. Das Werkzeug ihrer Rache. Yog-Sothoth, der Schrecklichste der Großen Alten. Diese Narren! Wie müssen sie mich gehaßt haben, diese Wesen aus den Abgründen der Zeit heraufzubeschwören, nur um mich zu töten.“

Yog-Sothoth... Der Name hallte ein paar Mal hinter meiner Stirn wieder, und erneut und viel stärker als beim ersten Mal hatte ich das Gefühl, mich an Dinge zu erinnern, die ich niemals erlebt hatte. Alte und schreckliche Dinge, ein Wissen, das zu furchtbar war, um von Menschen angerührt zu werden. Plötzlich fror ich.

„Können Sie es... vernichten?“ fragte ich stockend.

Andara lachte bitter. „Vernichten? Yog-Sothoth vernichten? Das kann ich nicht. Niemand kann das, Junge. Ein Kind kann einen Waldbrand zwar legen, aber nicht mit bloßen Händen löschen. Die Macht von vier Hexern hat ausgereicht, ein Tor zu öffnen, das die Macht von viertausend nicht mehr schließen kann.“ Er wies mit einer fast zornigen Geste aufs Meer hinaus. „Er wird mich töten, egal, wie weit ich vor ihm davonlaufe, Robert. Meine Macht reicht vielleicht, ihn zurückzuhalten, eine Stunde, vielleicht zwei. Vielleicht lange genug, daß du und die Männer das Schiff verlassen könnt. Danach wird er mich holen. Und ich werde nicht mehr davonlaufen.“

„Aber das ist doch Wahnsinn!“ entfuhr es mir. „Dieses... dieses Ding kann nicht an Land. Wir können ein Boot nehmen und...“

„Ich habe schon zu vielen den Tod gebracht, Robert,“ unterbrach mich Andara sanft. „Es sind genügend Unschuldige gestorben, nur weil ich einmal in meinem Leben feige war. Ich bin davongelaufen, und die acht Männer, die heute gestorben sind, sind meinetwegen gestorben. Es darf nicht noch mehr Tote geben. *Du* mußt leben.“

„Ich? Aber was habe ich...?“

„Yog-Sothoth wird nicht wieder gehen,“ unterbrach er mich. „Er wird weiterleben, nachdem er mich getötet hat. Und wenn das geschehen ist, ist er frei. Er und vielleicht andere, die mit ihm kamen. Jemand muß da sein, der den Kampf fortführt. Es gibt jemanden in London, der die Kraft und das Wissen hätte, den Kampf zu gewinnen, aber er braucht Hilfe. *Deine* Hilfe.“

„Aber wieso ich?“ fragte ich hilflos. „Wieso ausgerechnet ich? Ich bin kein Hexer wie Sie. Ich verstehe nichts von Schwarzer Magie und Zauberei!“

„Aber du bist ein Erbe der *Macht*, wie ich,“ sagte Andara ernst. „Du weißt es noch nicht, aber die Begabung ist in dir. Ich habe es gespürt, als ich dich zum ersten Mal sah. Der Mann, zu dem ich dich schicken werde, wird dir helfen, deine Kräfte zu erforschen und zu lernen, sie richtig anzuwenden.“

„Ich?“ keuchte ich. „Ich soll ein Hexer sein? Sie... Sie sind verrückt.“

Und ich wußte im gleichen Moment, in dem ich die Worte aussprach, daß er recht hatte. Es war kein Zufall, daß er mich mit auf diese Reise genommen hatte. Er hatte mich gesucht, jemanden wie mich. Meine Fähigkeit, immer zu wissen, ob mich jemand belog oder nicht, die Gabe, immer im rechten Moment am richtigen Ort zu sein, mein Instinkt, immer genau das Richtige zu tun, um den mich meine Kameraden immer so bewundert hatten—es war nicht einfach nur Glück...

Andara lächelte, hob die Hand und berührte die gezackte, wie ein erstarrter Blitz geformte Strähne weißen Haares, die dicht über seinem rechten Auge begann und sich bis an den Scheitel hinaufzog. „Du besitzt die gleichen Fähigkeiten wie ich, Robert,“ sagte er sanft. „Und bald wirst du das Stigma der Macht tragen.“

Ich starrte ihn an, öffnete den Mund, brachte aber keinen Laut hervor.

„Es tut mir leid,“ flüsterte Andara. „Ich hätte es dir gerne auf andere Weise beigebracht. Ich weiß, was du jetzt fühlst.“

Aber ich hörte seine letzten Worte kaum mehr. Mit einem krächzenden Schrei auf den Lippen fuhr ich herum und lief davon, so schnell ich konnte.

Während der letzten halben Stunde war der graue Streifen vor dem Horizont erst zu einer Linie, schließlich zu einer zerschrundenen, zweihundert Fuß senkrecht in die Höhe strebenden Felswand geworden. Ihre Basis verschwand in einer Wolke weißer, wie fein zermahlener Staub schäumender Gischt, aber die Wellen brachen sich schon ein gutes Stück vor der Küste, bildeten verräterische Wirbel und Strudel, zwischen denen nur hier und da ein schwarzer, feuchtglitzernder Umriss hervorstach. Die *LADY OF THE MIST* raste auf die Küste zu, auf sie und die Barriere mörderischer Riffe, die dicht unter der Wasseroberfläche auf die Schiffe lauerte, die unvorsichtig genug waren, sich ihnen zu nähern. Die Küste tanzte dicht vor uns auf und ab; im gleichen Rhythmus, in dem sich der Bug des Schiffes in Wellentäler senkte oder auf ihre Rücken hob. Das Heulen, mit dem sich der Wind an den kantigen Graten der Wand brach, war selbst über die Entfernung von mehr als einer Meile deutlich zu hören, aber das Geräusch klang in meinen Ohren wie boshafte Hohngelächter.

„Wahnsinn,“ murmelte Bannermann neben mir. Seine Stimme war fast unnatürlich gefaßt, aber sein Gesicht hatte jede Farbe verloren. „Das ist Wahnsinn,“ murmelte er erneut, als ich nicht reagierte. „Wenn mir vor zwei Stunden jemand erzählt hätte, daß ich mein Schiff freiwillig auf die Riffe steuern würde, hätte ich ihn für verrückt erklärt.“ Er starrte mich an, und ich spürte, daß er auf eine Antwort wartete.

Aber ich schwieg. Meine Gedanken weigerten sich noch immer, sich in geordneten Bahnen zu bewegen. Hinter meiner Stirn tobte ein Orkan einander widerstrebender Empfindungen und Gefühle. Ich wußte im Grunde genau, daß Andara recht hatte, mit jedem Wort. Jetzt, als ich die Wahrheit erfahren hatte, fielen mir all die tausend Kleinigkeiten ein, die ich erlebt hatte; Dinge, die jetzt, mit meinem neu erworbenen Wissen, ein völlig anderes Gewicht bekommen hatten. Ich hatte das Talent, von dem Andara gesprochen hatte. Und irgendwie—ohne mir selbst darüber im Klaren gewesen zu sein—hatte ich es die ganze Zeit über gewußt, schon lange, bevor ich Andara kennen gelernt hatte.

Aber ich wollte es nicht wissen. Ich wollte nichts mit all diesen Dingen zu tun haben, mit Hexern, Dämonen und Zauberern, Magie und Ungeheuern aus einer anderen Zeit. Ich schloß die Augen, ballte in einer Geste hilflosen Zornes die Fäuste und preßte die Stirn gegen das feuchte Holz des Mastes.

Bannermann schien meine Reaktion falsch zu deuten. „Die Küste ist ungefährlicher, als es scheint,“ sagte er in einem schwachen Versuch, mich zu beruhigen. „Die Riffe liegen tief genug unter der Wasseroberfläche, und es ist Flut. Wenn wir Glück haben, hebt uns eine Welle darüber hinweg. Und wenn nicht,“ fügte er hinzu, „schwimmen wir eben. Sie können doch schwimmen?“

„Das ist es nicht,“ murmelte ich. Bannermann runzelte die Stirn und sah mich fragend an, und für einen Moment war ich ernsthaft versucht, ihm alles zu erzählen.

Aber natürlich tat ich es nicht, und nach einer Weile begriff Bannermann, daß ich nicht weiterreden würde, und wandte sich mit einem lautlosen Achselzucken um.

Ich sah ihm nach, hob den Blick und suchte Andara. Er stand noch immer dort, wo ich ihn zurückgelassen hatte, wandte mir aber den Rücken zu und starrte auf das Meer hinaus. Ich versuchte, mir den lautlosen Kampf vorzustellen, der in seinem Inneren toben mußte, aber ich konnte es nicht. Er hatte gesagt, dass er Yog-Sothoth zurückhalten würde, bis das Schiff und seine Besatzung in Sicherheit waren, und ich wußte, daß er es konnte. Aber—ich wollte gar nicht wissen, wie er es tat.

Das Schiff hob sich in einer schwerfälligen Bewegung auf den Rücken einer Woge, zitterte einen zeitlosen Moment reglos auf ihrem Kamm und stürzte zehn, zwanzig Fuß tief in das Wellental hinab. Die Erschütterung ließ mich gegen den Mast taumeln. Ich klammerte mich fest, wartete, bis der Boden unter meinen Füßen zu bocken aufgehört hatte und wandte mich wieder zum Bug um.

Die Küste war näher gekommen. Das Schiff schoß mit phantastischer Geschwindigkeit auf die Flutlinie und die vorgelagerte Riffbarriere zu, und es konnte nur noch Minuten dauern, ehe es sie erreicht hatte. Ich schickte ein lautloses Stoßgebet zum Himmel, daß Bannermann recht hatte und seine Worte nicht nur eine fromme Lüge gewesen waren, mit der er mich beruhigen wollte. Ich verstand

nichts von der Seefahrt, aber seine Erklärung erschien mir einleuchtend: Das Meer war unruhig, und der Wind, der im Laufe der letzten halben Stunde immer heftiger geworden war, peitschte das Wasser zu zwanzig Fuß hohen Wogen. Wenn die LADY OF THE MIST die unterseeische Rifflinie im richtigen Moment erreichte, und wenn sich eine der gewaltigen schaumigen Wellen unter ihren Rumpf schob und sie anhob...

Wenn, wenn, wenn... Es waren ein paar „wenns“ zu viel. Wahrscheinlich würde das Schiff wie eine Nußschale zerbrechen, wenn es die Flut gegen die gezackte Mauer schmetterte, die eine Handbreit unter der Wasseroberfläche lauerte.

Ein plötzliches, intensives Gefühl von Gefahr schreckte mich aus meinen Gedanken. Ich sah auf, fuhr mir verwirrt über die Augen und blickte alarmiert über das Schiff. Der Wind ließ die Segel knattern, und der Schiffsrumpf ächzte und stöhnte unter der Belastung wie ein lebendes Wesen.

Die Takelage war leer; die Besatzung hatte sich auf dem Deck der LADY OF THE MIST verteilt, um sich auf ein eventuelles Auflaufen vorzubereiten. Mein Blick tastete über das Meer, dorthin wo der unsichtbare Verfolger lauern mochte. Aber der Ozean war leer, und irgendetwas sagte mir, daß es eine Gefahr ganz anderer Art war, die ich spürte.

Hinter dir, Robert!

Die Stimme war so klar, als stünde der Sprecher unmittelbar neben mir. Andaras Stimme...

Aber ich war allein auf dem Vorderdeck; der Hexer befand sich am anderen Ende des Schiffes, mehr als hundertfünfzig Fuß von mir entfernt! Und seine Stimme war direkt in meinen Gedanken!!

Es ist hinter dir, Robert. Es... um Gottes willen! Lauf weg! Bring dich in Sicherheit!

Alles schien gleichzeitig zu geschehen. Ich handelte, ohne zu denken und—aber das wurde mir in diesem Moment nicht einmal bewußt—nicht einmal aus freien Stücken, sondern gezwungen von einem fremden, ungeheuer starken Willen, federte zur Seite und schlug ungeschickt auf den glitschigen Decksplanken auf. Ein Schrei gellte über das Schiff, und irgendetwas Dunkles, Feuchtes und ungeheuer Starkes krallte sich in meinen Rücken, riß mich in die Höhe und versuchte mich gegen den Mast zu schleudern.

Diesmal reagierte ich instinktiv. Statt mich gegen die Kraft zu stemmen, wie es der Angreifer erwartet haben mußte, machte ich im Gegenteil einen blitzschnellen Schritt nach vorne, griff mit beiden Händen über meine Schultern zurück und bekam eine haarige Hand zu fassen. Ich vollführte eine halbe Drehung, knickte in der Hüfte ein und legte alle Kraft in die Bewegung nach vorne. Meine Füße verloren auf dem glitschigen Deck den Halt; ich fiel. Aber der Kerl, der mich gepackt hatte, wurde in hohem Bogen über meinen gekrümmten Rücken hinweggeschleudert, segelte drei, vier Meter durch die Luft und schlitterte mit haltlos rudern Armen gegen die Reling.

Sie zerbrach unter seinem Aufprall. Der Mann rutschte mit fast unverminderter Tempo über das Deck hinaus, drehte sich im letzten Moment und bekam ein Stück der zerborstenen Reling zu fassen. Mit einem Ruck, der ihm fast die Arme aus den Gelenken reißen mußte, fing er seinen Sturz ab.

Und plötzlich hatte ich das Gefühl, von einem eiskalten Hauch gestreift zu werden.

in Gesicht erschien über dem Deck, bleich, ein Teil eines zertrümmerten Schädels, die Augen weit geöffnet und erstarrt. Es war das Gesicht eines Toten. Mannings Gesicht.

Das Gesicht eines Mannes, der vor meinen Augen zu Tode gestürzt war...

Robert! LAUF!!!

Andaras Warnung kam zu spät. Ich prallte zurück, fuhr mit einer verzweifelten Bewegung herum—und erstarrte.

Mannings war nicht der einzige Tote, der noch einmal zu grauenhaftem Leben auferstanden war! Vor mir, nicht einmal zwei Schritte entfernt, stand Barton, sein Mörder. Sein Körper war zusammengestaucht von dem Sturz und auf groteske Weise verdreht, als wäre jeder einzelne Knochen in seinem Leib gebrochen und auf falsche Weise wieder zusammengewachsen, und genau zwischen seinen Augen war ein kleines rundes Loch, wo ihn Bannermanns Kugel getroffen hatte. Seine gebrochenen Toten Augen starrten mich an, und seine Hände hoben sich in einer zitternden, mühsamen Bewegung und tasteten in meine Richtung.

Ein Schuß krachte. Dicht neben Barton spritzten Holzsplitter aus dem Deck, und ich hörte Andaras Stimme schreien: „Hört auf zu schießen! Ihr könnt Robert treffen!“

Die Worte rissen mich endgültig aus meiner Erstarrung. Hastig wich ich zwei, drei Schritte zurück, preßte mich gegen den Mast und blickte mich gehetzt um. Barton und Mannings schienen die einzigen Toten zu sein, die noch einmal aus dem Schattenreich zurückgekehrt waren, aber beinahe im gleichen Augenblick, in dem ich den Gedanken dachte, sah ich die Bewegung unter den weißen Leichentüchern...

Und im gleichen Augenblick erbehte die LADY OF THE MIST unter einem gewaltigen Schlag!

Die Erschütterung riß jeden an Deck von den Füßen. Ich fiel, rollte mich instinktiv zusammen und kugelte unter Bartons zugreifenden Händen hindurch. Die Matrosen begannen zu schreien, und ein ungeheures, knirschendes Mahlen lief durch den Rumpf. Ich spürte, wie tief unter uns die Planken zerbrachen und Wasser gurgelnd in den Bauch des Schiffes strömte. Ein weiterer Schlag traf das Schiff, nicht ganz so heftig wie der erste, aber noch immer stark genug, mich erneut von den Füßen zu reißen.

Als ich mich zum zweiten Male hochstemmte, blickte ich direkt in Mannings schreckliches Gesicht.

Der Tote war, beseelt von einer Kraft, die nicht mehr die eines Menschen war, wieder an Deck gekrochen und auf mich zugehauert. Ich schrie auf, warf den Kopf zurück und versuchte rücklings vor der furchtbaren Erscheinung davonzukriechen, aber Mannings war schneller. Seine Hand schoß vor, packte mich bei den Rockaufschlägen und zerrte mich mit übermenschlicher Gewalt zurück. Ich schrie erneut, trat in blinder Angst um mich und hämmerte ihm die Fäuste ins Gesicht.

Es war ein Gefühl, als würde ich in einen warmen Schwamm schlagen. Mannings schien den Hieb nicht einmal zu spüren, aber meine Gegenwehr steigerte seine Wut noch. Seine linke, unverletzte Hand legte sich auf mein Gesicht, drückte meinen Kopf in den Nacken und versuchte, mir das Genick zu brechen. Ich spür-

te, wie der Druck auf meine Nackenwirbel ins Unerträglichste stieg. Noch wenige Sekunden, und mein Rückgrat würde brechen!

Ein dritter, noch heftigerer Schlag traf die LADY OF THE MIST. Das Schiff legte sich auf die Seite. Irgendwo über uns in den Masten zerbrach etwas; zertrümmertes Holz und Segeltuch regneten auf das Deck herab, und das Schiff stöhnte wie unter Schmerzen auf. Mannings wurde von einem armlangen Balken gestreift, bäumte sich auf und brach wie vom Blitz getroffen zusammen.

Aber es war nur eine winzige Atempause, die mir gegönnt war. Das Schiff stampfte und zitterte ununterbrochen, rings um uns herum kochte das Wasser, und der Wind steigerte sich von einem Atemzug auf den anderen zu einem tobenden Orkan, der die Segel zerfetzte und die Masten sich biegen ließ. Aber das Toben der Elemente behinderte die Lebenden weit mehr als die Toten! Aus den Augenwinkeln bemerkte ich, wie die Leichensäcke, in die die Leichname der Matrosen eingenäht worden waren, endgültig zerrissen. Totenhände arbeiteten sich ins Freie, und als ich aufsprang und verzweifelt nach einem Fluchtweg suchte, grinste mich einer der Männer an, der in der Pinasse gewesen war, als Yog-Sothoth das erste Mal zuschlug.

Ich war eingekreist. Vor mir standen die Toten auf, und der Weg zum Achterdeck hinab wurde von Mannings und Barton versperrt. Noch griffen sie nicht an, aber ihre Absicht war eindeutig—sie wollten mich weiter zum Bug hinabtreiben, direkt in die Arme der anderen Untoten, die langsam wieder zu diabolischem Leben erwachten.

Und genau in diesem Augenblick, als wäre dies alles nichts als ein Vorspiel zu kommendem Schrecken gewesen, barst der Ozean rings um die LADY OF THE MIST in einer titanischen Fontäne aus Schaum und siedendem Wasser auseinander, und etwas Ungeheures, formlos Grauenhaftes hob sein schreckliches Haupt aus dem Meer. Die Schreckensschreie der Männer gingen in einem ungeheuerlichen Brüllen unter, einem Laut, wie ich ihn nie zuvor in meinem Leben gehört hatte; ein Schrei, der das Firmament zum Beben und das Meer zum Erzittern brachte. Rings um das Schiff wuchs ein Wald peitschender grüner Arme aus dem Meer, oberschenkeldicke Tentakel, besetzt mit glitzernden grünen Schuppen und tödlichen Mäulern. Andara schrie etwas, das ich nicht verstand, breitete die Arme in einer abwehrenden Geste aus und warf sich dem Ungeheuer entgegen; ein winziger, verlorener Mensch gegen einen Titanen aus der Vorzeit.

Und doch waren seine Kräfte denen Yog-Sothoths gewachsen...

Für den Bruchteil einer Sekunde hatte ich den Eindruck, ein unerträglich helles, blendendes Licht zu sehen, das aus den Fingerspitzen des Magiers brach und in den aufgedunsenen Leib des Monsters schlug. Die peitschenden Schlangenarme zuckten zurück, als hätten sie sich verbrannt, und wieder schrie das Wesen; diesmal aber vor Schmerz. Die gewaltige Masse seines monströsen Körpers flutete zurück, und die zitternden Krakenarme, die auf das Schiff und die hilflosen Männer auf seinem Deck herabstoßen wollten, vollendeten ihre Bewegung nicht. Andara rief etwas; ein Wort in einer Sprache, die ich nicht verstand und nie zuvor gehört hatte. Die gewaltigen Tentakelarme zuckten, peitschten wieder auf das Deck herab und prallten erneut im letzten Moment zurück. Es war ein Ringen unsichtbarer, unbeschreiblicher Kräfte, dem ich zusah, ein Kampf zwischen Gewal-

ten, die sich dem menschlichen Begreifen entzogen, vielleicht den Urkräften der Schöpfung, Gut und Böse, selbst.

Um ein Haar hätte mich meine Unachtsamkeit das Leben gekostet.

Ich war abgelenkt. Für Sekunden hatte ich die Gefahr, in der ich nach wie vor schwebte, vergessen.

Eine eisige Hand berührte mich an der Schulter. Ich fuhr herum, sah eine mißgestaltete Kralle auf mein Gesicht zuschießen und duckte mich instinktiv. Ein heißer Schmerz zog eine flammende Linie über meine Wange. Ich schlug die Hand, die mich gepackt hielt, beiseite, trat nach den Knien des Untoten und versuchte ihn auszuhebeln, wie ich es zuvor mit Mannings gemacht hatte. Aber meine Füße fanden auf dem bockenden Deck keinen Halt; ich verlor das Gleichgewicht, fiel auf die Knie und riß schützend die Arme vor den Kopf, als ein zweiter Schatten über mir empowuchs. Ein Schlag traf mich, schleuderte mich hintenüber und raubte mir fast das Bewußtsein.

Sie waren überall. Nicht nur Mannings und Barton, sondern auch die anderen Toten drangen von allen Seiten auf mich ein, schlugen nach meinem Gesicht und zerrten mit erstarrten, eiskalten Fingern an meinen Kleidern.

Robert! Das Amulett!

Ich versuchte Andara hinter den verzerrten Schattengestalten der Untoten zu erkennen, aber das Heck der LADY OF THE MIST hatte sich vollends in eine Hölle aus kochender Bewegung und wirbelnder, grüner Watte verwandelt. Yog-Sothoth griff mit wütendem Gebrüll immer und immer wieder an, und ich sah voller Entsetzen, daß seine Krakenarme der einsamen Gestalt auf dem Achterdeck bei jedem Mal eine Winzigkeit näher kamen, als wiche der unsichtbare Schutzwall, der das Schiff und den Magier umgab, Stück für Stück vor dem Toben des Ungeheuers zurück.

Mit einer wütenden Bewegung verschaffte ich mir Luft, packte einen der Untoten beim Kragen und schleuderte ihn mit aller Kraft gegen die anderen. Für eine halbe Sekunde war ich frei.

Aber es gab keinen Ausweg. Die Toten versperrten das Deck vor mir wie eine lebende Mauer, und hinter mir war nichts als drei Schritte freier Raum und die Reling des Schiffes, vor der das Meer und die tödliche Riffbarriere lauerten. Selbst wenn ich den Sprung ins Wasser gewagt hätte, und selbst wenn ich Yog-Sothoth entkommen würde, hätte mich die Strömung gegen die Riffe geschleudert und zerschmettert.

Als wären meine Gedanken ein Stichwort gewesen, rückte die Mauer der Zombies näher. Wieder griffen ihre Hände nach mir, zerrten an meinen Kleidern und tasteten nach meinen Augen. Ich schlug einen von ihnen nieder, verdrehte einem anderen den Arm und trat von unten mit dem Knie gegen sein Ellbogengelenk. Aber mein Gegner war kein lebender Mensch. Er fühlte keinen Schmerz, und sein anderer Arm griff im gleichen Moment nach mir und zerrte an meiner Jacke.

Robert! Das Amulett! WIRF ES WEG!!

Ich verstand Andaras gedankliche Stimme kaum mehr. Schläge und Tritte prasselten unaufhörlich auf mich nieder, und meine Gegenwehr wurde jetzt rasch schwächer. Ein dumpfes, an- und abschwelliges Rauschen erfüllte meinen Schädel, und der Schmerz wurde nach und nach zu einem Gefühl der Betäubung, das meine Glieder lähmte.

Das Amulett! Wirf es weg, Robert, oder sie töten dich!

Ich brach in die Knie, krümmte mich und versuchte das kleine, fünfeckige Amulett, das mir Andara gegeben hatte, aus der Rocktasche zu zerren. Irgend etwas traf meinen Kopf. Ich fiel vollends vornüber, wälzte mich instinktiv auf den Bauch und versuchte kraftlos, die Schläge der Untoten abzuwehren. Allmählich begannen mir die Sinne zu schwinden. Blut füllte meinen Mund, und die Gestalten der Angreifer verschwammen mehr und mehr hinter einem roten, wogenden Vorhang, der sich vor meinen Blick schob. Meine Hand grub in der Tasche. Ich fühlte etwas Hartes, Warmes, zerrte es hervor und schloß die Faust darum.

Wirf es weg!!!

Irgendwie kam ich wieder auf die Füße. Ich war unfähig, zu denken oder meine Bewegungen bewußt zu steuern, aber in meinen Gedanken war plötzlich eine andere, stärkere Kraft, die mich zwang, aufzustehen und unter den Schlägen der Zombies auf die Reling zuzuwanken.

Es war wie ein Speißrutenlauf. Ich fiel, kämpfte mich noch einmal hoch und taumelte kraftlos gegen die Reling. Eine erstarrte Totenhand klammerte sich an meinen Arm und versuchte mir das Amulett zu entreißen. Ich schüttelte sie ab, mobilisierte noch einmal alle Kräfte—und schleuderte das Sternamulett mit aller Macht von mir. Es flog in hohem Bogen auf das Meer hinaus, traf blitzend auf die Wasseroberfläche und versank in einem Strudel aus Licht und Schaum.

Die Untoten erstarrten im gleichen Augenblick, in dem das Amulett versank. Die Hände, die sich in mein Haar und meine Kleider gekrallt hatten, glitten ab. Das Feuer in ihren Augen erlosch, und die Körper stürzten zu Boden wie Marionetten, deren Fäden alle auf einmal durchtrennt worden waren.

Und im gleichen Moment stürzte sich Yog-Sothoth mit aller Macht auf das Schiff. Ich fiel, fing den Sturz im letzten Augenblick mit den Händen ab und starrte durch einen Nebel von Blut und Übelkeit zum Achterdeck hinab.

Andara wankte. Der unsichtbare Schild, der ihn bisher vor den Angriffen des Monsters geschützt hatte, war erloschen. Er taumelte, fiel gegen die Reling und versuchte noch einmal auf die Beine zu kommen.

Er vollendete die Bewegung nie. Ein grüner Krakenarm senkte sich auf ihn herab, umschlang seine Brust und riß ihn in die Höhe. Yog-Sothoth brüllte triumphierend. Seine Arme hämmerten auf das Schiff ein, zerbrachen Holz und Metall, zerrten mit Urgewalt an den Masten und rissen die gewaltigen Segel in Fetzen. Die LADY OF THE MIST bewegte sich noch immer, aber jetzt war es die Wut des Dämons, die sie auf die Riffe zujagen ließ. Ihr Rumpf zersplitterte. Ein gewaltiger Riß durchzog mit einem Male das Deck. Die Masten brachen wie Zündhölzer. Meerwasser spülte über die geborstene Reling und riß Männer und Trümmerstücke ins Meer.

Ich wußte nicht, wie lange es dauerte. Sekunden, Minuten, Stunden; mein Zeitgefühl erlosch, und alles, was ich noch spürte, war Furcht. Die LADY OF THE MIST sank in einem Strudel aus Chaos und gestaltgewordener schuppiger Furcht. Yog-Sothoths Tentakel zermalmten das Schiff wie eine Nußschale, zerbrachen Masten, rissen gewaltige Stücke aus dem Rumpf und vernichteten das, was dem Meer und den Riffen entkommen war.

Schließlich ergriff mich eine Welle, riß mich von den Füßen und spülte mich von Bord des sinkenden Schiffes. Ich wurde unter Wasser gedrückt, prallte mit dem Hinterkopf gegen einen Fels und verlor das Bewußtsein.

Kälte. Das war das Erste, was ich fühlte, als ich das Bewußtsein wiedererlangte und mich durch einen Sumpf aus Schwäche und Visionen wieder ins Wachsein zurückkämpfte. Ich lag auf einer weichen, nassen Unterlage. Sonnenlicht fiel wärmend auf mein Gesicht, aber die Strahlen vermochten die Kälte, die sich tief in meinen Körper gekrallt hatte, nicht zu verjagen. Ich zitterte. Meine Beine lagen bis über die Knie im Wasser, und mein ganzer Körper fühlte sich zerschunden und zerschlagen an. Ich öffnete die Augen.

Über mir spannte sich ein wolkenloser, blauer Himmel. Der Sturm hatte sich gelegt, und selbst das Wispern des Windes war verklungen. Alles, was ich hörte, war das leise Geräusch der Brandung.

Ich stemmte mich auf die Ellbogen hoch, sah mich um und schüttelte verwirrt den Kopf. Im ersten Moment hatte ich Mühe, mich darauf zu besinnen, wo ich war und wie ich hierhergekommen war. Das Meer hatte mich auf einen flachen, mit weißem Muschelkalk übersäten Sandstrand gespült, eine winzige, kaum zwanzig Schritt messende Einbuchtung in der lotrecht aus dem Wasser steigenden Steilküste, vor der die LADY zerschellt war. Trümmerstücke und Fetzen von Segeltuch bedeckten den Strand, aber von dem stolzen Viermastsegler war keine Spur mehr zu sehen.

Der Gedanke an die LADY OF THE MIST ließ meine Erinnerungen mit beinahe schmerzhafter Wucht erwachen. Plötzlich erinnerte ich mich an alles—an den Sturm, Yog-Sothoth, sterbende Männer, und an Leichen, die wieder von ihrem Totenbett auferstanden waren...

Das Knirschen von Sand und Kies unter harten Stiefelsohlen drang in meine Gedanken. Ich sah hoch, blinzelte gegen das grelle Sonnenlicht und erkannte Bannermann. Er trug noch immer die schwarze Öljacke, aber sein linker Arm hing jetzt in einer selbstgebastelten Schlinge, und sein Gesicht war gerötet und angeschwollen.

„Craven!“ entfuhr es ihm. „Sie leben!“ Er eilte auf mich zu, streckte mir den gesunden Arm entgegen und half mir, auf die Füße zu kommen.

„So ganz sicher bin ich mir da gar nicht,“ erwiderte ich verwirrt. Die rasche Bewegung ließ erneut ein starkes Schwindelgefühl in mir aufsteigen. „Wo sind wir?“

Bannermann deutete mit einer Kopfbewegung auf das Meer hinaus. „Eine Meile von der Stelle entfernt, an der die LADY gesunken ist,“ sagte er. „Mein Gott, ich dachte, wir wären die einzigen Überlebenden.“

„Wir?“ Ein schwacher Schimmer von Hoffnung glomm in meinen Gedanken auf. „Es gibt noch mehr Überlebende?“

Bannermann nickte. „Vier,“ sagte er. „Fünf, mit Ihnen. Das ist alles, was von meiner Besatzung übrig geblieben ist. Die Strömung hat uns hierher getrieben. Es ist ein reiner Zufall, dass wir noch am Leben sind.“

„Zufall?“ Ich schüttelte den Kopf. „Ein Zufall war es bestimmt nicht, Bannermann,“ murmelte ich. „Ich...“ Ich stockte, schwieg einen Moment und machte eine wegwerfende Geste. „Das spielt jetzt keine Rolle mehr,“ fuhr ich mit veränderter Stimme fort. „Kommen wir von hier fort, ohne noch einmal schwimmen zu müssen?“

Bannermann nickte. „Ja. Wir haben eine Höhle gefunden. Sie hat einen zweiten Ausgang. Von dort kommen wir auf die Küste hinauf.“ Er seufzte. „Mein Gott, Craven, was war das?“ keuchte er plötzlich. „Ein Albtraum?“

„Ich fürchte, nein,“ erwiderte ich leise. „Aber ich weiß es so wenig wie Sie, Captain. Wenn Andara noch lebte...“

„Er lebt.“

„Er—“ Fassungslos starrte ich Bannermann an. „Er lebt?“ wiederholte ich ungläubig.

„Ja. Aber er wird sterben. Er hat mich hierher geschickt, um nach Ihnen zu sehen.“ Er versuchte zu lachen, aber es mißlang. „Verdammt, ich habe keine Ahnung woher er gewußt hat, daß Sie hier sind. Das Schiff ist vor einer halben Stunde gesunken. Und...“

Aber ich hörte schon gar nicht mehr zu. So rasch es meine gemarterten Muskeln zuließen, stürmte ich an Bannermann vorbei und rannte über den flachen Strand auf die Felswand zu. Der Eingang der Höhle, von der er gesprochen hatte, war nicht schwer zu entdecken—er war groß wie ein Scheunentor, und in der samtigen Dunkelheit dahinter glomm das rote Auge einer Fackel. Ich lief hindurch, blieb dicht hinter dem Eingang stehen und versuchte, in der ungewohnten Dunkelheit etwas zu erkennen.

Andara lag ein Stück jenseits des Einganges. Bannermanns Leute hatten aus Lumpen und Fetzen des Segels ein provisorisches Lager errichtet und ihn zugeeckt. Aber das weiße Segeltuch war dunkel von Blut, und der Umriß seines Körpers schien mir seltsam falsch und deformiert.

Andara öffnete die Augen, als ich neben ihn trat. Sein Blick flackerte einen Moment, und zuerst fürchtete ich fast, daß er mich gar nicht erkannte. Aber dann lächelte er; ein schmerzliches, verzerrtes Lächeln, das eher wie eine Grimasse aussah.

„Robert,“ murmelte er. „Du hast es... geschafft.“

Behutsam setzte ich mich neben ihn und streckte die Hand aus, wie um ihn zu berühren, schreckte aber im letzten Moment zurück. „Nicht ich,“ sagte ich kopfschüttelnd. „Es war kein Zufall, daß die Strömung alle Überlebenden hierher getragen hat, nicht?“

„Nur ein... kleiner Kunstgriff,“ murmelte Andara. „Aber ich fürchte, es war mein letzter.“ Er hustete gequält, bäumte sich auf und sank mit einem seufzenden Laut wieder zurück.

„Hör mir... zu, Robert,“ flüsterte er. Seine Augen waren geschlossen. Er fieberte. Aber ich spürte, daß sein Geist klar war. „Ich... habe versagt. Ich habe dich... benutzt. Kannst du mir... verzeihen?“

Ich lächelte. „Das Amulett? Es ist schon gut. Es war das Einzige, was Sie tun konnten.“

„Du wußtest es?“

Ich hatte es nicht wirklich gewußt, aber jetzt, im Nachhinein, erschien mir alles klar. Andaras plötzliche Gesundung war kein Zufall, ebenso wenig wie die unerklärliche Schwäche, die mich überfallen hatte, nachdem er den ersten Angriff des Großen Alten abgewehrt hatte. Es war das Amulett gewesen, das er mir gegeben hatte. Irgendwie—ohne daß ich auch nur wissen wollte, wie—hatte das Schmuckstück es ihm ermöglicht, meine Kräfte zu benutzen—die Energien meines jungen,

gesunden Körpers anzuzapfen wie eine Kraftquelle. Yog-Sothoth mußte das erkannt haben. Deshalb hatte er die Toten geweckt und auf mich gehetzt, nicht auf Andara selbst. Er mußte gewußt haben, daß Andaras Kräfte erloschen, wenn ich das Amulett nicht mehr trug.

„Du... verzeihst mir?“ fragte er noch einmal.

„Es gibt nichts zu verzeihen, Meister,“ murmelte ich. „Wir können uns später darüber unterhalten, in London. Jetzt...“

„Es wird kein später für mich geben,“ unterbrach er mich. „Ich werde sterben. Yog-Sothoth hat... sein Versprechen eingelöst und mich getötet. Ich habe mich nur noch gewehrt. Weil... da etwas Wichtiges ist, das ich... dir sagen muß.“

Ich wollte eine Frage stellen, aber Andara machte eine schnelle, abwehrende Geste, und ich schwieg.

„Hör mir genau zu, Robert,“ flüsterte er. Seine Stimme verlor mehr und mehr an Kraft und war kaum mehr zu verstehen. An seinem Hals zuckte eine Ader im hektischen Rhythmus seines Pulsschlages. „Da ist noch etwas, das du nicht weißt. Du mußt den Kampf aufnehmen. Geh... geh nach London. Geh zu... Howard. Meinem... Freund... Howard. Du findest ihn im Hotel Westminster. Geh zu ihm und... und sage ihm, Roderick Andara schickt dich. Sage ihm, wer du bist, und er wird dir... helfen.“

„Wer ich bin? Aber ich...“

„Du bist... mein Erbe, Junge,“ murmelte Andara. „Du... bist nicht der, der du... zu sein glaubst.“ Er lächelte flüchtig. „Du hast deine Eltern niemals gekannt, nicht wahr?“

Verwirrt schüttelte ich den Kopf. Worauf wollte er hinaus?

„Auch... auch ich hatte ein Kind, Robert,“ flüsterte er. „Einen Jungen wie dich. Meine... Frau starb bei... bei seiner Geburt, und... ich wußte, daß meine Feinde auch ihn... töten würden, wenn sie erführen, wer er ist.“

Langsam, ganz langsam stieg eine furchtbare Ahnung in mir hoch. Aber ich schwieg weiter und hörte gebannt zu.

„Ich... brachte ihn zu einer Frau, von der ich wußte, daß sie ein gutes... Herz hatte,“ sagte er mühsam. „Ich gab ihr Geld und... löschte die Erinnerung an mich aus ihrem Geist.“

„Sie...“ murmelte ich. „Sie wollen sagen, daß Sie... daß du...“

„Später, als ich glaubte, dem Fluch entrinnen zu können, habe ich angefangen, ihn zu suchen, Robert,“ flüsterte Andara. Seine Hand kroch unter der Decke hervor und suchte die meine. Sie fühlte sich warm und schwammig an, feucht und nicht so, wie sich eine menschliche Hand anfühlen sollte. Ich vermied es, sie anzusehen.

„Ich hätte es nicht tun dürfen,“ keuchte er. „Ich hätte dich niemals... finden dürfen, Robert. Aber jetzt... mußt du den Kampf... fortführen. Geh nach... London. Geh zu Howard und... sage ihm, daß dein Vater dich schickt.“

Das waren seine letzten Worte. Sein Gesicht glättete sich, und der Ausdruck des Schmerzes auf seinen Zügen wich einem seltsamen Frieden.

Es dauerte lange, bis ich merkte, daß ich die Hand eines Toten hielt.

Irgendwann berührte mich Bannermann an der Schulter, und ich sah von Andaras Gesicht auf. Aber ich erkannte den Captain kaum. Eine seltsame Teilnahmslosigkeit hatte von mir Besitz ergriffen, ein Gefühl der Lähmung, dem der

wirkliche Schmerz erst noch folgen würde. Ich hatte meinen Vater gefunden, nach mehr als fünfundzwanzig Jahren, und ich hatte ihn im gleichen Moment wieder verloren.

Roderick Andara, der Meister, war tot.

Aber noch während ich diesen Gedanken dachte, spürte ich, wie sich tief in meiner Seele etwas regte; die ersten, tastenden Bewegungen einer Macht, die bisher geschlummert hatte und erst langsam zu erwachen begann.

Mein Vater war tot, aber der Hexer lebte weiter.

Denn der Hexer bin ich.

